

Making up Ethnicities in der amtlichen Statistik

Dr. Linda Supik
Catholic University of Applied Sciences Münster

Working Paper Series
“Gender, Diversity and Migration“
No. 3 (2014)

Bio Note

Dr. Linda Supik, Soziologin, promovierte an der Universität Frankfurt. Sie ist Research Fellow im Schwerpunkt „Interkultur“ am Kulturwissenschaftlichen Institut (KWI) Essen, Mitarbeiterin im Forschungsschwerpunkt „Bildung und Diversity“ an der Katho NRW und Lehrbeauftragte an der Universität Münster. Kontakt: linda.supik@gmx.de

Abstract

This working paper presents in governmental perspective two parts of statistical technology: Counting and Sorting. In their combination, these two parts of capturing populations via statistics, the production of numerical knowledge and taxonomic work (sorting) produce a naturalizing and essentializing effect. When producing data on ethnicity and migration, this effect is racialising/ethnicizing. First, this paper shows the distinctive discursive power of numerical knowledge as opposed to verbal knowledge. I proceed with describing how in statistics, populations first have to be put in a countable order before statistical knowledge can be produced. For a totality to be counted, its single elements must each be unambiguously allocated to a category. Populations react to their statistical sorting, what Ian Hacking's concept of “the looping effect of making up people” provides a model for. Finally, specific taxonomies of ethnicity imposed at present in official statistics in different states will be introduced. I will provide a systematic and suggest a taxonomy of taxonomies by distinguishing two types: “taxonomies of ethnicity” and “taxonomies of migration”.

Einleitung

In diesem Arbeitspapier¹ soll die statistische Erfassungstechnologie – im Foucaultschen Sinne einer gouvernementalen Technologie – in zwei ihrer zentralen Bestandteile, die Teilpraxen Zählen und Ordnen zerlegt werden, die gerade in ihrer Kombination einen Reifizierungseffekt von statistischem Wissen bewirken, der, wie hier gezeigt werden soll, wenn es um die Produktion von Wissen über „Rasse“/Ethnizität geht, als solcher gleichzeitig ein rassistischer Effekt ist. Die Macht der Zahlen einerseits und die zumeist stillschweigend im Hintergrund erfolgende taxonomische Arbeit andererseits wirken dabei als Teilpraxen der statistischen Erfassungstechnologie zusammen und bewirken gemeinsam deren Blackboxing-Effekt. Im ersten Abschnitt über das Zählen soll der Unterschied zwischen Zahlen und Worten aufgespürt werden, und damit der Unterschied zwischen Zahlenwissen und anderen Formen des Wissens. Im zweiten Abschnitt über das Ordnen wird ausführlicher die taxonomische Arbeit im Zusammenhang von Regierungswissen einschließlich ihrer Subjektivierungseffekte betrachtet und im Fortgang zunehmend auf die Anlage von Taxonomien der „Rasse“/Ethnizität für amtliche Statistiken fokussiert.

Die folgenden konzeptuellen Überlegungen dienen im Rahmen meiner Studie über das Dilemma der Erhebung von Ethnizitätsdaten zur Diskriminierungsmessung dazu, statistische Taxonomien als Instrument des Regierens und der Wissensproduktion in einer machtanalytischen Perspektive zu fassen.

Zählen – Die Macht des Zahlenwissens

Statistik ist eine zentrale Herrschaftstechnik der Moderne, und zugleich das bevorzugte Werkzeug für die empirische Beforschung von Sozialstruktur. Statistik befähigt einzelne Personen, Regierende wie Regierte, Forschende wie Beforschte, sowie die „Öffentlichkeit“, zu einem Blick auf „das Gesamte“ von Gesellschaft. Dabei nehmen die statistisch generierten Zahlen für sich in Anspruch, eine objektive Wahrheit zu repräsentieren. Gezählt ist gezählt, das gezählte Ergebnis scheint die Wirklichkeit zu sein, oder doch das nächste Abbild, das von ihr erzeugt werden kann. Gegen eine „sauber“ durchgeführte quantitative Erhebung lässt sich schwer argumentieren, es braucht ein großes Maß an Expertise, um quantitative Forschungsergebnisse erfolgreich in Frage zu stellen. Am ehesten ist dies noch möglich, wenn die untersuchungsleitenden Hypothesen in Frage gestellt werden (vgl. Heintz 2007).

¹ Dieses Arbeitspapier basiert auf dem dritten Kapitel meiner Studie „Statistik und Rassismus – Das Dilemma der Erfassung von Ethnizität“, die voraussichtlich im Herbst 2014 im Campusverlag erscheint.

Auch in der sozialwissenschaftlichen Forschung nimmt die quantitative empirische Forschung zweifellos für sich in Anspruch, der „Königsweg“ (Schrader 1994) der Forschung zu sein. Quantitative Forschung stellt den größten Teil der sozialwissenschaftlichen Forschung dar und erhält die größte finanzielle Unterstützung, sichert den Universitäten die meisten Drittmittel. Sozialforscher_innen und Politiker_innen stellen häufig unisono die Forderung nach „mehr Daten“ – gemeint sind immer statistische Daten. Es wird häufig erst der Bedarf an den „eigentlichen, tatsächlichen“ Zahlen geäußert, ehe die Größe eines (politischen oder Forschungs-) Problems als „erwiesen“ und bedeutend genug erachtet wird, dass auch tatsächlich politische Handlungen folgen (z.B. Maßnahmen zur Bekämpfung von Diskriminierung). Zahlenwissen, insbesondere vom Staat generiertes, hat einen großen Glaubwürdigkeitsbonus, ihm wird ein großer Wahrheits- oder Wirklichkeitsgehalt beigemessen. Warum braucht der Staat, und auch die Forschung, also unbedingt dieses Zahlenwissen, warum wird so wenig Datenverzicht geübt, wie Datenschützer fordern? Was hat es mit der Macht des Zahlenwissens auf sich? Hier sollen zunächst Einzelaspekte der Mächtigkeit des Zahlenwissens aufgespürt werden.

Die Quantifizierung des Sozialen nimmt auch neben ihrer amtlichen Variante, der Bevölkerungsstatistik im weiten Sinne, im Zuge der Ökonomisierung des Sozialen eher weiter zu als ab. Instrumente des ökonomischen Rechnungswesens (Accounting) wie Benchmarking, Rankings und Ratings produzieren in vielen gesellschaftlichen Bereichen Zahlenwissen (vgl. Köhler/Bonß 2007: 116, Vormbusch 2007a, 2007b, Espeland/Sauder 2007, Power 2004). Wenn hier von „Zahlen als Herrschaftswissen“ die Rede ist, ist dies in einem doppelten Sinne gemeint: Zum einen als das bürokratische Wissen „gesellschaftlicher Funktionseliten“, zum anderen hat das Zahlenwissen auch im Zusammenhang des Alltagswissens eine hegemoniale Stellung gegenüber anderen Wissensformen (Erfahrungswissen, anekdotisches, oder erzählendes Wissen) inne (vgl. Vormbusch 2007a: 58).

Warum scheint das Zähl- und Messbarmachen so alternativlos zu sein? Die US-amerikanische Politikwissenschaftlerin Melissa Nobles spricht in ihrer historischen Vergleichsstudie über die amtlichen Statistiken zu „Rasse“ in den USA und Brasilien von einer „Teflonqualität“ (Nobles 2000: x) amtlicher Statistik, der Technologie an sich sowie der bürokratischen Institutionen der statistischen Ämter: Diese sind häufiger und starker Kritik ausgesetzt, die ihnen jedoch offenbar kaum etwas anhaben kann, und gewissermaßen von ihnen abperlft. Es lassen sich einige zentrale Charakteristika des Zahlenwissens herausarbeiten, an denen sich seine Autorität und Herrschaftsförmigkeit festmachen lässt:

Zunächst beruht die Autorität von Zahlenwissen auf dessen *Objektivitätsanschein*. Durch Zahlen scheint es möglich, der Wirklichkeit, Realität, tatsächlichen Wahrheit, die unbeeinflusst vom beobachtenden Subjekt existiert, so nahe zu kommen wie mit keiner verbalen Beschreibung. Zahlen generieren die „härtesten Fakten“, sie haben eine „starke Verbindung zur Wirklichkeit“,² stärker als etwa verbale Varianten von Information. „Quantitative Daten [scheinen] der gesellschaftlichen Wirklichkeit selbst gleichsam entnommen“ (Schlücker 2003: 118) und verbergen, dass sie das Produkt einer sozialen Interaktion sind.

Das Zählen und Messen sind ein zentraler Ausdruck des modernen, und noch heute weit verbreiteten Verständnisses von *Wissenschaftlichkeit* – im Sinne von Science – schlechthin, wobei die Wissenschaft und die Zahlen sich gegenseitig in ihrem Anspruch auf die Repräsentation von Wahrheit bestärken. Dabei bleibt die Tatsache verborgen, dass Statistik „keine reine Wissenstechnik, sondern eine politische Technologie“ ist (Köhler 2008: 75). „Quantitative Maße sind ein Schlüsselmechanismus für das Simplifizieren, Klassifizieren, Vergleichen und Evaluieren im Kern der Disziplinarmacht“ (Espeland/Stevens 2008: 414).

Verbunden ist die Objektivität der Zahlen mit ihrer *Eindeutigkeit*: sie sind weniger interpretationsoffen als verbale Daten, schwer zu diskutieren, geschweige denn anzuzweifeln. Denn anders als verbale Daten implizieren Zahlen nicht die Möglichkeit ihrer Negation, Zahlen transzendieren sich nicht selbst (vgl. Heintz 2007: 81). Zahlen machen anders als Worte nicht deutlich, dass sie ebenfalls eine Deutung oder Interpretation von Wirklichkeit sind. Die Information, die Zahlen allein für sich transportieren, ist dabei letztlich sehr gering, eine Zahl allein, ohne Kontext, bedeutet in dem Sinne noch nichts.

Neben der scheinbaren Objektivität besteht ein weiteres autoritätsbewirkendes Merkmal des Zahlenwissens in dessen *Scheinexaktheit*. Die Produktion von auf Kommastellen genauen, eindeutigen Zahlen scheint eine gewisse Beruhigungswirkung zu haben: „Auf einer tieferen Ebene kann Quantifizierung als eine eigenartige mentale Aktivität betrachtet werden, die das Bedürfnis nach Präzision und Endlichkeit befriedigt“ (Cohen 1999: 41, zitiert nach Vormbusch 2007a: 59). So erscheinen Zahlen als *sicheres* Wissen, und sind wenig von Diffusität und Zweifel belastet. Die Mess-, Erhebungs- und Übertragungsfehler, die sich im Entstehungsprozess der Zahlen ereignen und durchaus nicht immer zufällig sind, verbergen sich am Ende in der Präsentation von exakt erscheinenden Zahlen und verschwinden durch einen Blackboxing-Effekt, wie ihn Donna Haraway für andere Forschungs- und Messtechniken der Natur- und Lebenswissenschaften beschrieben hat (vgl. Heintz 2007: 81). Beim Zählen der

² Ich meine mich zu erinnern, dass diese Formulierung (*strong link to reality*) von der Wissenschaftstheoretikerin Donna Haraway stammt.

Bevölkerung, auch der sogenannten ‚Vollerhebung‘ des Zensus, gelingt es nicht, tatsächlich jeden und jede Einzelne zu zählen. Beim britischen Zensus bspw. betrifft das Undercounting-problem bestimmte Bevölkerungsteile (nach Alter, Wohnort, Geschlecht und ‚ethnischer Gruppe‘) mehr als andere. Die Statistikbehörde bemüht sich, diesen Erreichbarkeitsbias und die durch ihn entstehende Unschärfe durch Begleitforschung, Schätzungen, Gewichtungen der vorhandenen Daten sowie durch mobilisierende Öffentlichkeitsarbeit auszugleichen. In Kapitel 5 werde ich hierauf am konkreten Fall des britischen Zensus zurückkommen.

Es sind jedoch nicht nur Fehler und Unschärfen, die die Blackbox der statistischen Erfassung in ihrem Innern verbirgt, wenn sie am Ende saubere, eindeutige und präzise Zahlen ausspuckt. Es ist auch der Vorgang der im Innern der Blackbox erfolgenden taxonomischen Arbeit. Benennbare einzelne Akteure, „Expert_innen“, treffen aus benennbaren Motiven heraus bestimmte nicht neutrale Entscheidungen, wer, wie, wozu gezählt werden soll. Auf diese Teilpraxis der Statistik, das Ordnen und Klassifizieren, gehe ich ausführlich im folgenden Teilkapitel ein.

Politisch verbunden ist die Objektivität des Zahlenwissens mit dem Postulat der Neutralität, Unparteilichkeit, Perspektiv- und Interesselosigkeit (vgl. Nobles 2000: 14f.). Amtliche Statistik ist per Gesetz auf diese Ansprüche verpflichtet. Zum Beispiel heißt es im deutschen Gesetz über die Statistik für Bundeszwecke im ersten Paragraphen: „Für sie [die Bundesstatistik] gelten die Grundsätze der Neutralität, Objektivität und wissenschaftlichen Unabhängigkeit. Sie gewinnt die Daten unter Verwendung wissenschaftlicher Erkenntnisse ...“ (BStatG §1). Statistische Erhebungen produzieren ein durch scheinbare Perspektivlosigkeit gekennzeichnetes Distanzwissen, dem der „*god-trick of seeing everything from nowhere*“ (Haraway 1991: 678) bisher recht gut gelang, und die amtliche Statistik legitimiert sich dabei über ein klassisch modernes Wissenschaftsverständnis, welches jedoch innerhalb der epistemologischen Diskussion der Wissenschaften inzwischen brüchig geworden ist. Denn die Annahme, es wäre ein allgemeingültiges, perspektivloses, objektives Wissen möglich, kann so nicht aufrechterhalten werden: Es kann kein Wissen ohne Ort im Sinne eines kontextuell situierten Ausgangspunkts seiner Perspektive geben. Es kann nur mehr oder weniger gelingen, die Perspektive eines bestimmten Erkenntnisinteresses zu verschleiern und zu dethematisieren. Dies trifft zu für die Perspektive von oben, die vorgibt, eine Perspektive von „nirgendwo“ zu sein (Haraway 1991). Dem (amtlichen) statistischen Zahlenwissen ist es vermutlich konkurrenzlos weitreichend gelungen, seine eigene Standpunktabhängigkeit zu verschleiern, und erst mit der Infragestellung des Objektivitätsparadigmas der Moderne, und dessen Reflexivwerden wird die vermeintliche Objektivität als Herrschaftseffekt kenntlich.

Eine Dekonstruktion der Statistik oder des Zahlenwissens wird ihrer Immunität gegen Kritik weiterhin keinen größeren Schaden zufügen. Zu allgegenwärtig ist das Zahlenwissen. In Bezug auf das buchhalterische Rechnen oder Accounting beschreibt Vormbusch, was auch auf die Statistik zutrifft:

„Kalkulation ist ein allgegenwärtiger fact of life, der so tief in Alltagspraktiken, Organisationen und der institutionellen Infrastruktur unserer Gesellschaft verwurzelt ist, dass er sich der kritischen Reflexion bislang weitgehend hat entziehen können. [...] Die Macht der Zahlen beruhte jedoch in weiten Teilen darauf, dass die gesellschaftliche Gemachtheit des Kalkulativen selbst verborgen blieb. Mit anderen Worten: Dass Gesellschaften im Medium des organisierten Zahlengebrauchs über sich selbst reflektieren können, war in der klassischen Moderne noch an die Voraussetzung gebunden, diesen Zahlengebrauch als blinden Fleck der Selbstbeobachtung kritischer Reflektion zu entziehen.“ (Vormbusch 2007a: 57ff.)

Kritik an Statistik ist weitenteils zu „stammtischtauglichen Binsenweisheiten verblasst“ (Bricken 2005 o.S.) so etwa ein im Englischen viel zitierter Ausspruch (Mark Twain oder Benjamin Disraeli zugeschrieben): „Es gibt Lügen, es gibt verdammte Lügen, und es gibt Statistik“ (Best 2001: 5) oder ein weiteres, das Churchill oder Goebbels in den Mund gelegt wird: „Ich glaube nur an Statistiken, die ich selbst gefälscht habe“ (zitiert nach Barke 2004). Ein solcher fatalistischer Humor ist Indiz für eine Ohnmacht gegenüber dieser Herrschaftstechnologie, und suggeriert zugleich Harmlosigkeit und Banalität eines nicht zu unterschätzenden zentralen Pfeilers des Macht/Wissen Komplexes. Ernsthaftere Kritik wiederum, oder andererseits auch die Erhebung und Verwendung von statistischen Daten und ihre Aufbereitung zu politischen Argumentationen in demokratisierender und emanzipatorischer Absicht – Gleichstellungsdaten! – ist nur mit Expert_innenwissen möglich – *Advanced Numeracy* ist erforderlich. Nicht nur die Kritik, auch der Einsatz, die Verwendung von statistischem Wissen oder Argumenten ist hoch voraussetzungsvoll:

„[D]ie gleichen öffentlichen Daten haben einen vielfach größeren Wert für jene, die die Kenntnisse und Fähigkeiten zu ihrer Analyse haben, als für die, die sie nicht haben. Statistische Kompetenz und analytische Ressourcen, so wie Zugang zu Computern, sind gesellschaftlich sehr ungleich verteilt; nicht nur zwischen Individuen, sondern auch zwischen Firmen, Behörden, und Community Organisationen. Stärkere und lautstärkere Kräfte sind auch besser in der Lage, Einflusskanäle zu nutzen, um die Daten, die ihren Interessen nutzen, zu sichern.“ (Starr 1987: 39)

Für die Politik mit den großen Zahlen braucht es Bildungskapital, aber doch weniger materielle Ressourcen, immerhin stehen die von statistischen Ämtern produzierten Daten, anders als die von privatwirtschaftlichen (Meinungs-)forschungsinstituten erhobenen, der Öffentlichkeit zur Verfügung. Ein Fluchtpunkt für meine diesbezüglichen Überlegungen, der nicht weiter ausgearbeitet werden kann, sondern hier nur angerissen sei, wäre zu sehen, wo hier Demokra-

tisierungspotentiale (Claim Social Statistics?!) stecken, was geschehen müsste, um aus der Macht der Zahlen das Beste für eine demokratische Gesellschaft herauszuholen, die weiterhin nach der nicht nur formalen, sondern substantiellen Einlösung des modernen Gleichheitsversprechens strebt.

Hier sei also zunächst für die Bestimmung des Verhältnisses von Statistik und Rassismus festgehalten, dass das Zahlenwissen durch die Verschleierung seiner Perspektivität, (politische) Neutralität und (wissenschaftliche) Objektivität generiert, und mit Exaktheit, Eindeutigkeit, Abstraktion über ihm immanente Charakteristika verfügt, die seine Wirkmächtigkeit ausmachen. Was präsentierte Statistiken, Zahlenkolonnen, Tabellen und Tortendiagramme insbesondere als Blackboxing-Effekt verbergen, ist der Vorgang des Ordnen, der dem des Zählens vorausgeht und Gegenstand des nächsten Abschnittes ist.

Ordnen – Taxonomie als Wissens- und Regierungstechnik – das „unbekannte Gesicht“ der statistischen Methode

„[E]s gibt keine letzten Wahrheiten über die meisten – vielleicht alle – Klassifikationen. Es wäre wundervoll, wenn es eine Wahrheit gäbe, der man sich asymptotisch nähern könnte, und dann die Abweichungen von dieser Wahrheit einfach als Messfehler behandeln könnte. Aber leider, nein, es gibt meistens oder immer eine essentielle Ambiguität, jedoch eine Ambiguität, die so gut wie möglich verstanden werden muss, wenn die Gesellschaft statistische Ergebnisse in vernünftiger Weise verwenden soll, die auf einer unvermeidlichen Unschärfe [*fuzziness*] beruhen.“ (William Kruskal, zitiert nach Bulmer 1986: 476)

In diesem Abschnitt soll nun der bereits erwähnte Zurichtungsprozess genauer untersucht werden, der notwendig ist, um die statistisch lesbare Bevölkerung herzustellen. Der „hierarchische, stetige und eindimensionale soziale Raum“ (Desrosières 2005: 264), der in Gestalt von Zahlen dargestellt werden kann, basiert auf der Anlage einer Taxonomie, eines Kategoriensystems oder einer Klassifikation.³ Es geht um das Bilden einer kategorialen Ordnung, das Ordnen oder Einteilen (der Bau der Schubladen) *vor* dem Ordnen, Zählen und Messen (das Befüllen der Schubladen). Mit dem Ordnen vor dem Ordnen ist die Entscheidung für die Zahl der Kategorien und ihre Labels gemeint, das Festlegen der Taxonomie, ehe das Sortieren be-

³ Die Ausdrücke „Kategorien“ und „Klassifikation“ werden hier synonym verwendet. Im Singular ‚Kategorie‘ oder ‚Klasse‘, ist mir der letztere Ausdruck im sozialwissenschaftlichen Kontext zu sehr durch die Situierung in den Produktionsverhältnissen (Arbeiterklasse) besetzt. Im wissenssoziologischen/kognitionswissenschaftlichen Diskurs ist „Klassifikation“ eher der Fachterminus der Wahl. Der Ausdruck Klassifikation konnotiert stärker die Hierarchisierung/Hierarchie, die zweifellos in den meisten Kategorisierungen, auf jeden Fall in denen der „Rasse“/Ethnizität implizit vorhanden ist. Als Begriff ist ‚Kategorie‘ etwas unschärfer als ‚Klassifikation‘: im Kantischen Sinne z.B. sind Kategorien nicht exklusiv zueinander (z.B. im „kategorischen Imperativ“ oder der Formulierung „etwas kategorisch ablehnen“). Exklusiv, aber relational sind sie im aristotelischen Sinne (d.h. wo eine Kategorie A ist, ist immer mindestens eine zweite Nicht-A). Der Ausdruck Kategorie im Sinne von „Klasse, Gattung“ ist erst seit dem neunzehnten Jahrhundert belegt, und steht sehr wahrscheinlich auch im Zusammenhang mit der Entwicklung der Statistik (vgl. Desrosières 2005: 265).

ginnen kann. Die taxonomische Arbeit soll hier zunächst allgemeiner betrachtet werden, und im Laufe des Abschnitts soll darauf zugespitzt werden, wie insbesondere wissenschaftliche, amtliche und statistische Klassifikationssysteme Subjektivierungswirkungen entfalten. Gleichzeitig wird zunehmend fokussiert werden auf Klassifikationen der „Rasse“/Ethnizität innerhalb der statistischen Erfassungstechnologie, innerhalb derer ich hier zwei Typen unterscheiden will. Der Reihe nach gehe ich hier in fünf Schritten vor: Zuerst führe ich das Kategorisieren und Klassifizieren als basale kognitive wie materielle Praxis ein, die hier insbesondere im Kontext von Wissensregimen in Wissenschaft und Verwaltungspraxis von Interesse ist. In einem zweiten Schritt betrachte ich die taxonomische Arbeit innerhalb der statistischen Erfassung, insbesondere im Zensus, der die zu Erfassenden eindeutig, umfassend und in intersubjektiv intelligibler Weise ordnet. Für eine analytische Fassung dieses Vorganges schlage ich in einem dritten Abschnitt Ian Hackings Konzept des „*Making up people*“ vor, das sich unter bestimmten zu erläuternden Abwandlungen eignet, um die Erfassung von „Rasse“/Ethnizität im Zensus zu beschreiben, wie auch die statistische Erfassung und Hervorbringung von weiteren Identitäten. In einem vierten Abschnitt stelle ich amtlich-statistische Taxonomien oder Ordnungssysteme der „Rasse“/Ethnizität verschiedener Staaten vor, die ich in zwei Typen, „Taxonomien der Ethnizität“ und „Taxonomien der Migration“ einteile. In einem fünften Abschnitt wird exemplarisch an einigen Taxonomien der „Rasse“/Ethnizität gezeigt, wie der Vorgang des *Making up people* sich – unter bestimmten Umständen, jedoch mit Einschränkungen – im Kontext der amtlich statistischen Erfassung von „Rasse“/Ethnizität beobachten lässt.

Ordnungen des Wissens, Ordnungen des Regierens

Die Taxonomie (griech. *taxis* = Arrangement, Ordnung, *nomia* = Methode), oder Ordnungsweise ist bereits ein komplexer Prozess, der der Zählung und Messung vorausgeht. Bettina Heintz weist auf den der Messung vorgelagerten Kategorisierungsprozess hin, der sonst meist dethematisiert bleibt:

„Die Produktion von Zahlen setzt Messung voraus. [...] Messung [...] erfordert Kommensurabilität [...] Vergleichbarkeit ist den vermessenen Objekten nicht inhärent, sondern das Resultat einer Kategorisierung, die sozial voraussetzungsvoll und entsprechend potentiell kontrovers ist. Kategorisierung bedeutet, dass nur einige Merkmale als relevant ausgewählt werden und alles andere ignoriert wird. Insofern impliziert Kategorisierung Abstraktion und Komplexitätsreduktion. All diese sozialen Prozesse – Kategorisierung, Herstellung von Vergleichbarkeit und Messung – sind der Produktion von Zahlen vorgelagert, und entsprechend ist es umso erstaunlicher, dass Zahlen in vielen Fällen nicht strittig sind. [...] Zahlen, die nicht strittig sind, werden nicht als selektive Beschreibungen einer zugrundeliegenden Wirklichkeit angesehen, sondern mit dieser selbst gleichgesetzt. Faktisch handelt es sich aber um das

„Ergebnis eines Reifikationsprozesses, dessen Struktur erst dann sichtbar wird, wenn hinsichtlich der Zuverlässigkeit der Messverfahren Unsicherheit oder Dissens besteht.“ (Heintz 2007: 74f.)

Wie wird eine Ordnung gebildet? Wie werden Kriterien ausgewählt, nach denen zu ordnen ist? Was wird von was, wer von wem aufgrund welcher Unterschiede unterschieden? Welche Schubladen werden vorbereitet, wie werden sie benannt, und wie werden sie zueinander angeordnet? Wie wird mit den „Resten“ umgegangen, die sich nicht einordnen lassen, wo bleiben sie?

Kategorisieren ist eine sehr grundlegende kognitive und materielle Praxis, ohne die wir nicht kommunizieren, handeln, oder schlicht überleben könnten (vgl. Brubaker 2007: 106). Sie dient der Kontingenzreduktion, um dem chaotischen Wirklichkeitswirrwarr um uns herum Sinn und Bedeutung zu geben, bzw. um Bedeutendes von Bedeutungslosem unterscheiden zu können und nicht von Sinneseindrücken, Informationen, etc. überfordert zu werden.⁴ Das Kategorisieren ist zugleich eine allgegenwärtige, alltägliche Praxis: Jegliche Ordnung, die Menschen schaffen, oder versuchen zu schaffen, um den Alltag zu bewältigen, ist Teil dieser Praxis: Schubladen im Küchenschrank mit Einzelfächern für Messer, Gabeln und Löffel, die Ordner, Unterordner, Unterunterordner, ... für Dateien auf Rechnern, sei es privat oder beruflich, Bücher im Regal. Dabei reicht die Bandbreite von individuellen, spontanen und nur temporären Ordnungen (z.B. beim Kofferpacken) – die durchaus nicht intersubjektiv intelligibel sein müssen, bis zu globale Gültigkeit beanspruchenden Standards (z.B. DIN-Norm). Die Bildung einer Ordnung ist zugleich immer eine radikale Vereinfachung der Realität, eine Komplexitätsreduktion (vgl. Kertzer/Arel 2002: 2). Das kategoriale Denken ist Vorbedingung für statistische Macht- und Wissenstechniken, so wie (vielleicht) für menschliches Denken und Handeln generell, wobei (amtliche) statistische Kategorien eine weitaus größere Stabilität und Trennschärfe aufweisen müssen als Alltagskategorien, die manchmal spontan gebildet, wieder verworfen werden, schnell auf Ambivalenz und Diffusität reagieren, und größere Kontingenztoleranz aufweisen (Bowker/Star 1999: 1f., Brubaker 2007: 102). Zygmunt Bauman (1995) beschrieb die moderne Fixierung auf Ordnung und die Herstellung derselben, und die dadurch entstehende Intoleranz gegenüber jeglicher Ambivalenz. In ihrem Ordnungswahn erzeugen das moderne Denken und der moderne Staat jedoch paradoxerweise zugleich die Ambivalenz,

⁴ An diesem Punkt setzt auch die traditionelle psychologische Vorurteilsforschung an, aber das ist hier nicht mein Punkt. Auf dieser basalen Ebene geht es darum, alltägliche Entscheidungen zu treffen, wie z.B. im Straßenverkehr: Ist die Verkehrslücke groß genug, damit ich sicher über die Straße komme? Ist der Joghurt im Kühlschrank noch gut oder wird mir davon übel werden? Quetsche ich mich in diese überfüllte U-Bahn noch rein oder warte ich lieber auf die nächste? Welche von den 100 neuen Emails heute muss ich wirklich lesen, und welche beantworten, wenn ich noch zu etwas kommen will?

denn je akribischer und tiefgreifender Ordnungsversuche vorgehen, umso mehr werden Uneindeutigkeiten, Mischungen, Querliegendes offensichtlich.

Taxonomien sind stark kontextgebunden und ergeben häufig erst durch die Kenntnis ihres sozial-historischen Kontexts einen Sinn. Ein dafür in seiner (scheinbaren) Widersinnigkeit plastisches und berühmtes Beispiel liefert Michel Foucault mit einem Zitat von Jorge Luis Borges in der *Ordnung der Dinge*, welches eine „gewisse chinesische Enzyklopädie“ zitiert,

... in der es heißt: dass ,die Tiere sich wie folgt gruppieren:

- a) Tiere, die dem Kaiser gehören,
- b) einbalsamierte Tiere,
- c) gezähmte,
- d) Milchschweine,
- e) Sirenen,
- f) Fabeltiere,
- g) herrenlose Hunde
- h) in diese Gruppierung gehörige
- i) die sich wie Tolle gebärden,
- k) die mit einem ganz feinen Pinsel aus Kamelhaar gezeichnet sind,
- l) und so weiter,
- m) die den Wasserkrug zerbrochen haben,
- n) die von weitem wie Fliegen aussehen. (Foucault 1974: 17).

Foucault beschreibt weiter, wie ihn diese Liste einerseits immer wieder zum Lachen brachte, andererseits aber auch ein Gefühl des Unbehagens verursachte.⁵ Die Absurdität der Auflistung – in den Augen Foucaults und anderer heutiger Betrachter_innen (vgl. Barbesino 1998: 145, Yanow 2003: 14) – besteht weitaus weniger in ihrem Inhalt, als darin, dass sie offenbar eine sinnvolle Ordnung darstellen soll, bzw. einmal eine darstellte. An dieser eigentümlichen Taxonomie der Tiere lässt sich einiges grundlegendes über Taxonomien gut veranschaulichen: Diese Ordnung ist sogar umfassend, sie kann tatsächlich alle Tiere aufnehmen, dafür sorgt die Residualkategorie „l) und so weiter“, die allerdings merkwürdigerweise nicht, wie in Fragebögen üblich, als letzte steht. Weiterhin scheint die Ordnung zugleich eine Hierarchie zu sein, worauf der erste Platz, den die Tiere des Kaisers einnehmen, hinweist. Aber was für uns

⁵ Michel Foucault arbeitete in der *Ordnung der Dinge* (1974) zu Taxonomien und zur ordnenden Erfassung unter einer epistemischen Perspektive, und analysierte sie weniger als Herrschaftstechnik.

beim besten Willen nicht nachvollziehbar ist, ist die Abgrenzung dieser Kategorien zueinander. Was ist, wenn sich ein Tier des Kaisers wie toll gebärdet oder gar den Wasserkrug zerbricht? Es ist davon auszugehen, dass diese Ordnung einmal Menschen, zu einer bestimmten Zeit, an einem bestimmten Ort völlig evident erschien, selbst wenn sie nicht hätten erläutern können wie es gerade zu dieser Ordnung kam. In solche Taxonomien ist „stillschweigendes Wissen“ (*tacit knowledge*) (Yanow 2003: 14) eingeschrieben, das zumeist implizit bleibt oder sogar vergessen wird, wie die Kommunikationswissenschaftler_innen Susan Leigh Star und Geoffrey C. Bowker erläutern:

„Wenn man Kategorien oder beliebige Klassifikationsschemata untersucht und ihre Genese betrachtet, ist es deutlich, dass eine Kategorie so etwas ist wie ein Abkommen, oder eine Art Hülle, die den unordentlicheren Teil im Innern verbirgt. Der alte Spruch, dass man nicht wissen möchte, wie Gesetze oder Wurst gemacht werden, passt auch auf Kategorien. Eine Implikation davon ist, dass Kategorien die eingetrocknete Form eines komplexeren Narrativs sind. Das heißt, sie sind ein Ergebnis, eine Verpackung, oder ein Etikett, welches auf eine lange, kontingente Geschichte zurückweist. Diese Geschichte selbst ist oft dauerhaft unzugänglich. Die während der Erschaffung der Kategorie getroffenen Entscheidungen werden inaktiv und als ‚zu unordentlich, zu lang‘ verworfen, damit ein effizientes Kategoriensystem entsteht, und mit der Zeit beginnt natürlich die Erinnerung an sie zu verblassen.“ (Star/Bowker 2007: 273)

Als Bestandteil von Wissenschaftlichkeit sind Taxonomien von vielen Disziplinen beschrieben worden. Ausführlichere *Reflexionen* über Taxonomie finden in den folgenden Wissenschaften statt: Statistik, Wissenschaftsphilosophie (Foucault), Naturgeschichte, Linguistik, Soziologie, Anthropologie (Durkheim/Mauss), kognitive Psychologie (Piaget, Rosch), sowie Jura und Medizin (vgl. Desrosières 2005: 264). Als machtvolle, häufig unsichtbare, doch allgegenwärtige staatliche Praxis jedoch scheint das Kategorisieren zwar in Einzelfällen reflektiert worden zu sein, bleibt jedoch immer ein Thema am Rande. Die Untersuchung von Klassifikationen hat einen „eigenartigen“ (vgl. Bowker/Star 1999: 3) Platz in der Erforschung sozialer Ordnung. In der Geschichtswissenschaft wurde „die Explosion von Naturgeschichte und medizinischen Klassifikationen im späten neunzehnten Jahrhundert sowohl als politische Gewalt wie organisierende Rubrik komplexer Bürokratien“ (ebd.) untersucht. In der Philosophie und der Statistik werde Klassifikationstheorie formal und abstrakt behandelt, jedoch „gibt es wenige empirische Studien zu ihrem Gebrauch und ihren Auswirkungen“ (vgl. ebd.: 4). „Einige wenige“ Soziolog_innen beschäftigen sich mit der pathologisierenden Diagnose von Homosexualität als Krankheit, und anderen Einzelkategorien, die vor allem in identitätspolitischen Kontexten von Bedeutung seien (wie der Frauenbewegung, oder dem Multiracial Movement in den USA), „[...] jedoch wenige sehen sie als Artefakte, die moralische [...] Entscheidungen verkörpern, die wiederum Identitäten, Bestrebungen und die Würde von Men-

schen prägen“⁶ (ebd.: 3). Zusammenfassend konstatieren Bowker und Star für ihren *State of the Art* der Klassifikationsforschung: „Trotz des umstrittenen Charakters mancher Kategorien hat keine der genannten Disziplinen oder sozialen Bewegungen systematisch die Pragmatik der unsichtbaren Kräfte von Kategorien und Standards in der modernen Welt, insbesondere der informationstechnologischen Welt, zum Thema gemacht“ (ebd.: 5). Michel Foucaults Arbeiten kämen einem solchen Projekt noch am nächsten, jedoch bleibt auch bei ihm die Frage nach den Konsequenzen von Kategorisierung unter den aktuellen Bedingungen der Informationstechnologie offen.

Lehrbücher der empirischen (= quantifizierenden und standardisierenden) Sozialforschung oder der „Statistik für Sozialwissenschaftler_innen“ enthalten Kapitel über die historische Entwicklung der Statistik und stellen die Technologie in Beispielen in verschiedenen Verwendungszusammenhängen dar, aber allgemein liegt der Fokus dieser Arbeits-, Studien- und Handbuchliteratur eher auf anwendungsorientiertem, pragmatischem „Kochbuchwissen“ (Desrosières 2005: 381). In statistischen Lehrbüchern fehlen häufig Kapitel über den jeder Berechenbarkeit zugrunde liegenden taxonomischen Klassifikationsprozess, obwohl „[d]er Übergang vom Einzelfall zum Allgemeinen und die Konstruktion von konsistenten Äquivalenzklassen [...] jedoch für die meisten Humanwissenschaften ganz wesentliche praktische und theoretische Probleme dar[stellen]“ (ebd.: 264).

Die innerhalb der Wissenschaftsforschung viel beachtete Studie *Sorting things out. Classification and its consequences* von Bowker und Star verortet sich an der Schnittstelle von Wissens- und Techniksoziologie, Geschichts- und Informationswissenschaft (vgl. Bowker/Star 1999: 6). Sie beschreiben die Vorgänge des Kategorisierens, Klassifizierens und Standardisierens in den verschiedensten gesellschaftlichen Kontexten und beziehen die politischen Implikationen mit ein (vgl. ebd.: 5), die sowohl in den Voraussetzungen wie in den Konsequenzen des Vorgangs vorhanden sind. Die drei Felder, anhand derer Bowker und Star „Klassifikation und ihre Konsequenzen“ untersuchen, machen die Spannweite des „Forschungsgegenstands Klassifikation“ deutlich: Sie behandeln zum einen die global gültige Klassifikation statistisch relevanter Krankheiten, die ICD (*International Statistical Classification of Diseases and related Health Problems*), eine „Klassifikation für eine Infrastruktur großer Reichweite“. Zum zweiten untersuchen sie die Klassifikation von Pflgetätigkeiten in den USA, die *Nursing Interventions Classification (NIC)*, der in Deutschland die Pflegemaßnahmenklassifikation

⁶ Als Ausnahmen für die Untersuchung politischer Implikationen nennen sie nur eine Forschung in der Informationswissenschaft und eine in der Bibliothekswissenschaft, die für meinen Zusammenhang zu weit vom Thema wegführen.

entspricht, die von Pflegepersonal im Gesundheitswesen zunehmend detaillierter dokumentiert werden müssen.⁷ Das dritte Beispiel, diesmal unmittelbar staatlicher Klassifikation bei Bowker und Star sind die amtlichen Rassekategorien des südafrikanischen Apartheidregimes. Hier dienten Kategorien der „Rasse“/Ethnizität der bürokratisch organisierten Selektion, die der Segregation der Bevölkerung entlang dieser Kategorien bei gleichzeitiger Aufrechterhaltung der wirtschaftlichen Einbindung/Ausbeutung aller Bevölkerungsgruppen der südafrikanischen Gesellschaft diene. Die Bildung ethnischer/rassistischer Kategorien im Apartheid-Südafrika war dabei grundsätzlich der gleiche Vorgang wie in Großbritannien seit 1991 oder den USA seit 1790 – eine sich aus dem politischen Kontext ableitende Einteilung, die einen bestimmten Standpunkt – den der *Weißten* – privilegiert. Die auf diesen statistischen *und zugleich rechtlichen* Kategorien basierende Politik der Apartheid durchdrang allerdings das gesellschaftliche Leben weitaus umfassender als etwa heute im Fall Britanniens, und unter umgekehrten Vorzeichen: mit dem *Ziel* der Diskriminierung und nicht ihrer Bekämpfung. Die Zugehörigkeit einer jeden einzelnen Person zu einer der vier rassistischen Kategorien war gesetzlich bis in den Einzelfall geregelt. Bowker und Star heben in ihrer Untersuchung insbesondere auf solche ‚Einzelfälle‘ ab, in denen rechtlich-kategoriale Eindeutigkeit mit der Ambiguität der sozialen Wirklichkeit kollidierte, und von denen es mehrere Zehntausende gab: Wenn Menschen z.B. durch ihr Aussehen, oder durch ihre Beziehungen (verheiratete ‚gemischte‘ Paare oder Kinder, die anders aussahen als ihre Eltern) die kategorialen Grenzen überschritten (vgl. Bowker/Star 1999: 233ff.). In der Diversität der angeführten Beispiele besteht vermutlich auch ein Grund, weshalb Klassifikation eher selten zum zentralen Gegenstand von Forschungsinteresse wird; zu allgegenwärtig umfassend und tief eingelassen in das Soziale scheint dieses Muster zu sein, und zu heterogen seine Anwendungsbereiche.

Alain Desrosières beschreibt in seiner *Geschichte der statistischen Denkweise* die Taxonomie als das „in gewisser Weise unbekanntes Gesicht der wissenschaftlichen und politischen Arbeit“ (Desrosières 2005: 263). Desrosières ist ehemaliger Statistiker am Institut National de la Statistique et des Études Économiques INSEE (dem französischen Pendant zu ONS und

⁷ Bowkers und Stars Untersuchung der ICD zeigt, wie diese wirkmächtige Taxonomie der Krankheiten eigentlich eher eine für Lai_innen chaotisch anmutende Liste oder Nomenklatur (auf über 800 Seiten) ist, die weit entfernt von einer konsistenten Logik mit punktueller Schärfe und Unschärfe und einander widersprechenden Ordnungsprinzipien zugleich ein Symptom des andauernden Kampfes eines globalen Gesundheitswesens ist, Gesundheit und Krankheit „in den Griff zu bekommen“ (*to sort it out*) (vgl. Bowker/Star 1999: 12). Am Beispiel der Nursing Interventions Classification zeigen sie, wie Quantifizierbarmachung noch vor dem menschlichsten Zug in der Arbeit mit Pflegebedürftigen nicht Halt macht: Die Kategorien reichen vom „Offenhalten der Luftwege“ über „Spirituelle Unterstützung“ bis hin zu „Humor“. Beispiele für hier aufgeführte Aktivitäten: „Bestimmen Sie den vom Patienten geschätzten Humortyp. Diskutieren Sie die Vorteile des Lachens mit dem Patienten. Reagieren Sie positiv auf Versuche des Patienten, Humor zu zeigen“ (vgl. ebd.: 233ff.).

Destatis), Wissenschaftshistoriker und -soziologe am CNRS, und sein Buch *La Politique des Grand Nombres. Histoire de la raison statistique* (frz. 1993, deutsch 2005) ist eine der umfassendsten sozialwissenschaftlichen Reflektionen über Statistik als politische Technologie.

Desrosières stellt die Statistik in ihren historisch-politischen Entstehungskontext und widmet ein Kapitel der „Kodierung und Klassifizierung“ (ebd.: 263ff.), oder Konstruktion von „Äquivalenzklassen“ (ebd.: 277), so seine etwas umständliche Bezeichnung für Kategorien, die jedoch darauf hinweist, dass die Sortierung von Einzelfällen in eine gemeinsame statistische Kategorie (oder Klasse) immer lediglich auf der Annahme beruht, dass es sinnvoll ist, diese Fälle als Gleiche zu behandeln, und keinesfalls darauf, dass eine Gleichheit dem Kategorisieren vorausginge. Sein Veranschaulichungsbeispiel ist die Klassifikation von beruflichen Statusgruppen, deren unterschiedliche Entwicklungen er an den Beispielen der britischen und französischen amtlichen Taxonomien zeigt. Am britischen Fall zeigt er, wie die Taxonomie von heute sich zurückverfolgen lässt auf die vom eugenischen Gedankengut des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts geprägten Kategorien, die berufliche Tätigkeiten nach gesellschaftlichen Nützlingen und Schädlingen unterschied:

„Zwar ist dieser Umstand nun teilweise in Vergessenheit geraten, aber die betreffende Taxonomie hat in ihrer Gesamtheit von Merkmalen (Eindimensionalität, Hierarchie, Stetigkeit, implizite Bezugnahme auf einen sozialen Wert des Individuums) die Spuren der wissenschaftlichen und politischen Konstrukte der Eugeniker vom Beginn des 20. Jahrhunderts und die Spuren der damaligen Debatten hinterlassen. Das unterscheidet sie von den französischen und deutschen Klassifikationen, die in ganz anderen politischen und kulturellen Universen entstanden sind.“ (Desrosières 2005: 293)

Gerade am oben erwähnten, abstrus erscheinenden von Foucault angeführten Beispiel einer scheinbar chaotischen Ordnung wird deutlich, welche Kriterien eine Kategorie zu einer Kategorie machen, die Grundlage für eine statistische Erfassung sein kann: Ein Kategoriensystem (oder eine Klassifizierung) muss sowohl *intersubjektiv eindeutig* (disjunkt) wie *umfassend/erschöpfend* sein. Die folgende Definition von ‚Klassifikation‘ Geoffrey Bowkers und Susan Leigh Stars bringt dies gut auf den Punkt:

„Eine Klassifikation ist eine zeitliche, räumliche oder zeitlich-räumliche Segmentierung der Welt. Ein ‚Klassifikationssystem‘ ist eine Reihe von Schubladen im übertragenen oder wörtlichen Sinne, in welche Dinge [Daten von Dingen oder Menschen, LS] zu einem bürokratischen Zweck oder dem Zweck der Wissensproduktion sortiert werden. Im abstrakten, idealen Sinne hat ein Klassifikationssystem folgende Eigenschaften:

Es wendet ein konsistentes, einheitliches und einziges klassifikatorisches Prinzip an. [...]

Seine Kategorien schließen sich gegenseitig aus. [...]

Das System ist vollständig.“ (Bowker/Star 1999: 10f.)

Direkt anschließend räumen Bowker und Star ein, von den realen und funktionierenden Klassifikationssystemen, die sie bisher untersucht hätten, erfülle keines diese Kriterien (Konsistenz, Exklusivität und Vollständigkeit, zusammen mit der zuvor bereits erwähnten intersubjektiven Eindeutigkeit), und sie „bezweifeln, dass eines das je könnte“ (ebd.: 10f.). In der Realität beanspruchen Klassifikationen zumeist, der obigen idealtypischen, „aristotelischen“ Definition zu entsprechen; tatsächlich mischt sich jedoch meist eine sich an Prototypen orientierende Ordnungslogik in Klassifikationen hinein, um alle vorkommenden Fälle oder „Dinge“ einer Kategorie zuweisen zu können.

Zudem ist in das Klassifizieren in basaler Weise immer ein Standpunkt eingelassen, so Bowker und Star, und damit lassen sie den Trugschluss gar nicht erst aufkommen, Klassifizierung sei eine neutrale Technologie:

„Jeder Standard und jede Kategorie wertet einen Standpunkt auf und lässt einen anderen verstummen. Das ist an sich nichts Schlechtes – tatsächlich ist es unausweichlich. Aber es ist eine ethische Entscheidung, und als solche gefährlich – nicht schlecht, sondern gefährlich.“ (vgl. Bowker/Star 1999: 5f.)

Die ordnende Erfassung der Bevölkerung – ordentlich erfasste Subjekte

Was bedeuten die Konsistenz, Exklusivität, Vollständigkeit und intersubjektive Eindeutigkeit von Kategoriensystemen nun genauer für die Erhebung von Bevölkerungsdaten innerhalb des Zensus? Eindeutigkeit bzw. Exklusivität ist erforderlich in dem Sinne, dass jedes zu zählende Element/Individuum in eine, aber nur genau eine Kategorie gehört, die sich mit keiner anderen überschneiden darf. „Die Fiktion des Zensus besteht darin, dass jedermann erfasst ist, und dass jeder einen – und nur einen – eindeutigen Platz einnimmt. Kein Raum für Unklarheiten“ (Anderson 1996: 166). Intersubjektive Eindeutigkeit ist insbesondere beim Zensusfragebogen (oder auch bei anderen Fragebögen oder Formularen) wichtig, wenn die zu ordnenden Individuen ihre eigene Einordnung selbst vornehmen sollen, indem sie Fragebögen selbst ausfüllen. In dem Moment des Fragebogenausfüllens begegnen sich die einzelnen Subjekte und die statistische Erfassungstechnologie ganz konkret in den Praxen des Fragens und Antwortens. Die beim Zensus zur Auskunft verpflichteten Subjekte sollen bei jeder Frage möglichst reibungslos die eine, genau für sie passende Kategorie finden. Dafür müssen die vorgegebenen Taxonomien intelligibel, akzeptabel, und umfassend sein:

Die Bezeichnungen (Labels) der Kategorien müssen aus sich selbst heraus von der ganzen Bevölkerung (im Fall des Zensus) verstanden werden, und dies auch noch möglichst in der gleichen Weise. Dabei muss Ambiguität soweit es geht vermieden werden, da auf einem Zensusfragebogen niemals viel Platz für Erläuterungen oder Definitionen ist. Es kann z.B. aus

„ausländischer“ Sicht auf Britannien durchaus als erstaunlich erscheinen, dass die britische Bevölkerung im Zensus sinnvoll auf drei verschiedene Fragen antworten kann, die sich im Alltagsverständnis der Mehrheitsdeutschen sehr ähnlich sind: „Welchen Pass haben Sie? Was ist Ihre ethnische Gruppe? Welches ist Ihre nationale Identität?“ Die ganz überwiegende Mehrheit der Brit_innen versteht offenbar, dass dies drei verschiedene Dinge sind, und bringt hier nichts durcheinander; sonst wäre die Frage nicht im Fragebogen für 2011 enthalten.

Zudem müssen die Bezeichnungen der Kategorien für alle Antwortenden akzeptabel sein; dies nicht nur im Fall der eigenen Kategorie. Die Auskunftspflicht beim Zensus als Generalbefehl an die Gesamtbevölkerung muss behutsam eingefordert werden, Empörung über zu sensible, intime, private Fragen können das Erhebungsprojekt gefährden, die Datenqualität beeinträchtigen oder das Projekt gar scheitern lassen. Das Akzeptanzproblem verhindert es z.B. bis heute, dass sexuelle Orientierung im Zensus erfasst werden kann (außer über die Frage nach dem Familienstand). Allein vor der Option zu stehen, sich selbst als „hetero-“, oder „homosexuell“, oder gar als schwul, lesbisch, bi, queer oder trans* einordnen zu müssen, wäre für einen großen Teil der Bevölkerung (insbesondere viele Heterosexuelle) inakzeptabel, oder schlichtweg eine Überforderung (vgl. Aspinall/Mitton 2008a, 2008b, Supik 2012). Ebenfalls aus Gründen der mangelnden Akzeptabilität wird im britischen, wie auch im deutschen Zensus nicht nach dem Einkommen gefragt. Erfassbar ist also nur das, wonach unproblematisch viele Personen gefragt werden können (und die Frage annähernd gleich verstehen), so dass statistische Erfassung sich selbst auf die Wahrnehmung des Mainstreams beschränkt und damit dessen Normalität und Hegemonie wiederum verstärkt. Illegalität, Kriminalität, Perversion, abweichendes Verhalten⁸ müssen quasi per Definition bei der Zensuserhebung im Bereich des Unerfassten und Unsichtbaren bleiben.

Schließlich muss die Taxonomie in dem Sinne umfassend sein, dass für jedes zu erfassende Individuum eine passende Kategorie bereit steht, dass jeder noch so spezielle Einzelfall eingeordnet werden kann. Die meisten amtlichen statistischen Klassifikationen sind so angelegt, dass sie mit einer Residualkategorie enden, die die „Reste“, die uneindeutigen Fälle, Sonder- und Einzelfälle auffangen. Erst durch die Residualkategorie wird eine Taxonomie vollständig.

„Residualkategorien [sind] für die Form und die Ästhetik, und die Brauchbarkeit aller formalen Systeme unabdingbar. Sie sind, wie in der bildenden Kunst, der definierende weiße Raum um die Objekte

⁸ Natürlich existieren Kriminalitätsstatistiken, aber diese basieren auf zur Anzeige gebrachten Straftaten und Schätzungen und nicht auf Befragungen. Illegalisierte Menschen ohne Papiere werden sicher keinen Zensusfragebogen ausfüllen (und ‚korrekte‘ Angaben dabei machen), und wenn ihnen noch so sehr Anonymität zugesichert wird. Zahlen über Illegalität basieren ebenfalls auf Hochrechnungen und Schätzungen von „Dunkelziffern“.

eines formalen Systems. Sie begrenzen den Zweck, das Leiden, die Exklusion und die Zentralität. Ebenso wie Stimmen der Anderen, der Subalternen und der zum Schweigen gebrachten in der Literatur [nicht nur in der Literatur, Anm. L.S.] eine Meistererzählung herausstellen (expose), so stellen Residualkategorien das Selbstverständliche und Axiomatische in jedem formalen System heraus.“ (Star/Bowker 2007: 275)

Ist einmal eine solche eindeutige, exklusive und vollständige Taxonomie erstellt, ist damit der Erkenntnisraum festgelegt, in dem statistisches Zahlenwissen generiert werden kann. Dies verweist zugleich auf die Beschränktheit quantifizierender und standardisierter Erfassung, die technisch bedingt ist: Der quantifizierende, auf die Erfassung von Massendaten gerichtete (Forschungs- sowie Regierungs-)Blick muss seinen Erkenntnisraum zugleich selbst begrenzen, um die massenhaft anfallende Information verarbeiten zu können. Er muss seine Fragen sehr eng, konkret und auf eindeutige Antworten gerichtet formulieren, die optimaler Weise „ja“ oder „nein“ lauten müssen, oder eben die Form einer Zahl annehmen. Plastisch wird diese technische Begrenztheit an der historischen Beschreibung der Lochkarten für die Hollerith Zählmaschinen, quasi frühen mechanischen Computern – aus der Firma Hollerith ging später IBM hervor – deren Erfindung für die österreichische Volkszählung 1890 den Zählvorgang automatisierte, sowie massiv beschleunigte und vereinfachte. Diese Lochkarten hatten 240 Felder, auf denen *„alle vorkommenden Merkmale des Individuums ihren vorausbestimmten Platz haben [...] Für jede Person wird nun an der zutreffenden Stelle die betreffende Eigenschaft gelocht“* (Pircher 2003: 103, Herv. LS). Merkmale, die ein Individuum überhaupt haben kann, sind hier vorausbestimmt – sonst könnte die Zählmaschine die Information nicht weiterverarbeiten. In dieser technischen Beschreibung wird die diskursive Macht des statistischen Diskurses, zu dessen Dispositiv die Maschine gehört, eine frühe Vertreterin der Informationstechnologie, deutlich: statistische Subjekte können hier nur in den präzise vorherbestimmten Positionen existieren, die der Staat für sie vorsieht. Was oder wer hier nicht passt, entzieht sich der Wahrnehmung und Erfassung durch diese Wissenstechnologie.

Standardisierte Fragebögen, so wie auch der Zensusfragebogen, können nur nach dem fragen, was sie bereits wissen, das heißt als mögliche Antworten antizipiert und vorbereitet haben. Antworten können nur dann als „gültig“ gehört, erfasst und weiterverarbeitet werden, wenn für sie bereits eine Antwortkategorie vorhanden ist. Diese simplifizierende Abstraktion, die aus der technischen Notwendigkeit hervorgeht, kann leicht übersehen werden, die aus diesem Prozess hervorgehenden Zahlen werden dennoch wieder unproblematisch mit der ihnen zugrundeliegenden Wirklichkeit gleichgesetzt (vgl. Heintz 2007: 75).

Dieser Abschnitt hatte das Ziel, den Prozess sozialer Konstruktion von Wirklichkeit im Fall von Kategorienbildung für statistische Messungen greifbar zu machen. „Solche Zahlen be-

schreiben nicht nur eine zuvor existierende Wirklichkeit, sie konstituieren sie“ (Rose 1991: 676). Der Konstruktionsprozess liegt im Falle der Statistik völlig offen und ist in jedem Schritt nachvollziehbar – ein sozialer Konstruktionsprozess zum Zuschauen. Und dennoch scheint dies im alltäglichen, wissenschaftlichen wie politischen Umgang mit Zahlenwissen regelmäßig in Vergessenheit zu geraten.

„*Making up people*“ – *Leute sortieren*

Was im Moment der Erfassung, sowie darüber hinaus zwischen der gouvernementalen Erfassungstechnologie und den von ihr erfassten Subjekten geschieht, hat der kanadische Wissenschaftstheoretiker und -philosoph Ian Hacking mit seiner These vom „Looping-Effekt“ des *making up kinds of people*⁹ theoretisiert. Hackings Fokus liegt weniger auf Technologien der Erfassung der Gesamtbevölkerung, die, (wie im Zensus) *alle erfassen und ordnen*, als auf Subjektivierungstechnologien der Mikroebene, insbesondere in den Lebenswissenschaften, z.B. ärztlichen Diagnosen. Seine These ist, dass die Wissenschaften durch ihr Interesse für deviante Personen – um diese zu kontrollieren oder ihnen zu helfen (sie zu normalisieren), und die Mehrheitsgesellschaft vor ihnen zu schützen (oder beides) (Hacking 2007: 292f.) – besagten Looping-Effekt hervorbringen, durch den neue Arten von Leuten entstehen. Hacking benennt einen aus fünf interaktiven Elementen bestehenden Rahmen, in dem dieser Vorrang stattfindet: a) die Klassifikation von Leuten in Kategorien, b) die sich in diesen Kategorien befindenden Personen, wobei die Zuordnung nur mehr oder weniger eindeutig sein muss, c) Institutionen, d) populäres und Expertenwissen und e) Expert_innen. Die Expert_innen produzieren und legitimieren das Wissen und die Kategorien und arbeiten in den Institutionen, die ihre Autorität und Legitimität und ihren Status als Expert_innen wiederum absichern (ebd.: 297).

Neben diesen fünf Elementen differenziert Hacking darüber hinaus verschiedene Teilpraxen im Prozess des *Making up people*, indem er innerhalb dieses Prozesses zehn Motoren [*engines*] unterscheidet und diese als eine Reihung von Imperativen auflistet:

⁹ Der hier als Ausgangspunkt genommene Aufsatz Hackings wurde noch nicht ins Deutsche übersetzt, andere seiner Texte, die ebenfalls die Idee des *Making up people* entwickeln, hingegen schon (Hacking 2000, 2012). In einer Übersetzung von René Beltzen („Leute (zurecht) machen“, erschienen 2000 im Axel Dielmann-Verlag Frankfurt) wurde das zentrale Konzept *Making up people* mit „Leute (zurecht) machen“ übersetzt, was mir nicht ganz gelungen erscheint. Das trifft zwar Hackings Stil, der viel umgangssprachliches Vokabular verwendet, jedoch erscheint mir „zurechtmachen“ mit einem oberflächlicheren Vorgang konnotiert, als der, um den es hier geht. Nachdrücklich weist Hacking darauf hin, dass er „*kinds of people*“ nicht mehr mit „*human kinds*“ (Menschenarten) gleichsetzen will, da ihm letzteres Assoziationen von „Rassen“ und die Dichotomie des „Wir“ und die „Anderen“ hervorruft; ein Verständnis, zu dem er noch in den 90er Jahren viel beigetragen hatte, wie er selbst einräumt (Hacking 2007: 291f., Hacking 2012).

„Zählen! Quantifizieren! Normen schaffen! Korrelieren! Medikalieren! Biologisieren! Genetisieren!
Normalisieren! Bürokratisieren! Unsere Identität zurückfordern!“ (Hacking 2007: 305f.)

Ich werde im Folgenden entwickeln, dass von diesen zehn Schritten auch sieben auf die Effekte der Kategorisierung von „Rasse“/Ethnizität im Zensus Anwendung finden können, wobei die Motoren 5, 6 und 7 (Medikalieren, Biologisieren und Genetisieren) nicht notwendig wirksam werden müssen. Ethnische Zensuskategorien werden zu identitären Subjektpositionen, ohne dass dafür eine Biologisierung notwendig ist. Über eine amtliche statistische Taxonomie kann dieser Subjektivierungsprozess gewissermaßen eine ‚Abkürzung‘ einschlagen. Es sind im Zusammenhang der statistischen Erfassung von „Rasse“/Ethnizität also sieben von zehn von Hackings Motoren, sowie die diesen vorausgehende Anlage von Taxonomien und die Erfassung der Subjekte in diesen Taxonomien, die die einzelnen Praxen ausmachen, die die Essentialisierung, das *Making up people* bewirken. Im Rahmen der statistischen Erfassungstechnologie erfolgt die Essentialisierung nicht durch die Einschreibung in die Körper, es geht nicht um detailliertes (z.B. genetisches) Wissen über die *Einzelnen*, sondern um das machtvolle statistische Wissen über *Alle*, das umfassende Zahlenwissen über die Bevölkerung.

Das Zählen und Quantifizieren, die ersten beiden Motoren, wurde im Abschnitt 1 über die Macht des Zahlenwissens (Exaktheit, Eindeutigkeit, Perspektivlosigkeit) behandelt. Hacking erwähnt ebenfalls den dem Zählen vorausgehenden Schritt der Klassifizierung/Kategorisierung, führt diese Rückseite der statistischen Methode jedoch nicht sonderlich aus, er konstatiert zusammenfassend: „Die statistische Analyse von Klassen von Leuten ist ein fundamentaler Motor des *Making up people*“ (Hacking 2007: 293f.). Der Motor des Normen-Schaffens bezieht sich auf die Formulierung von generalisierenden Aussagen auf diese kategorisierten Personen anhand von Durchschnittsangaben. Solche können etwa lauten: Menschen in der ethnischen Kategorie x haben durchschnittlich n Kinder, ein Durchschnittseinkommen von x, den Bildungsabschluss y, die Kriminalitätsrate z, Schulabbrecher_innenquote, Beschäftigungsquote, Mortalitätsrate etc. Diese Durchschnittsangaben werden als Normalität interpretiert und mit der Normalität der Gesamtgesellschaft verglichen, wodurch sich Differenz als Devianz manifestiert. In europäischen Einwanderungsgesellschaften ist diese Normalität durch die *weiße*, alteingesessene Mehrheitsgesellschaft definiert. Bei der Bildung z.B. von Integrationsindikatoren dient diese als das Normalmaß.

Das Korrelieren, Hackings vierter Motor, ist die Suche nach Zusammenhängen zwischen den gebildeten Bevölkerungskategorien und anderen Phänomenen. Die Berechnung statistischer

Durchschnitte und die Feststellung von Zusammenhängen sind notwendige Berechnungsgrundlagen zur Feststellung von struktureller, indirekter Diskriminierung.

Die Normalisierung, Hackings achter Motor, hängt eng mit dem dritten, der Formulierung von Normen, zusammen. Gemeint sind die Programme des Regierens, die die gebildeten Kategorien näher an die zuvor definierte Normalität heranführen sollen. Dies kann im Zusammenhang der statistischen Erfassung von „Rasse“/Ethnizität pädagogische, soziale, rechtliche und politische Antidiskriminierungs- oder Gleichstellungsmaßnahmen umfassen ebenso wie Integrationsmaßnahmen.

Der bürokratische Apparat, der neunte Motor, der diese Normalisierungsmaßnahmen umsetzt, trifft in Bezug auf jeden Einzelfall wiederum Entscheidungen, ob Subjekte in die zu fördernde, zu kontrollierende, etc. Kategorie gehören. Hierunter sind auch weitere politische Programme zu fassen, die zugeschnitten sind auf die jeweiligen Bevölkerungskategorien, sowie die daran gebundene Zuweisung von finanziellen Mitteln. Ist zum Beispiel eine bestimmte Person berechtigt, an einem Integrations- oder Sprachförderkurs teilzunehmen? Berechtigt, einen Asylantrag zu stellen? Ist der Migrant_innenanteil in einem Stadtviertel so hoch, dass dies den Stadtteil für ein bestimmtes Stadtentwicklungsprogramm qualifiziert, und er daher die beantragte Fördersumme erhält? Ist die Zahl türkischer Schüler_innen an einer Schule groß genug, dass muttersprachlicher Unterricht angeboten wird?

Der zehnte Motor (Unsere Identität zurückfordern!) ist nun eigentlich erst derjenige, der den ‚Looping‘, die Essentialisierungsschleife, vollständig macht. Hier geht es um die Subjekte selbst, den „Widerstand der Gewussten gegenüber den Wissenden“ (Hacking 2007: 306), die angesichts der staatlich-wissenschaftlich-bürokratischen Kategorisierung versuchen, die Kontrolle zurückzugewinnen (vgl. ebd.: 311). Am Beispiel der Schwulenbewegung und Selbsthilfegruppen z.B. von Autist_innen führt Hacking aus, wie Menschen die wissenschaftlich-medizinischen, ontologisierenden und objektivierenden Diagnosekategorien („der Autist“, „der Homosexuelle“, etc.) aufgreifen und in subjektiv gefüllte Identitätspositionen umwandeln. Das mit wissenschaftlicher und/oder staatlicher Autorität generierte Wissen über „diese Art Leute“ führt dazu, dass Individuen sich angesprochen fühlen, z.B. Selbsthilfegruppen bilden, sich unter dieser Bezeichnung solidarisieren, und sie als Anrufung annehmen und die medizinische Diagnose, die amtliche Bezeichnung als identitäre Position füllen.

Die Beispiele, an denen Hacking diesen Looping-Effekt des *Making up people* untersucht und veranschaulicht hat, stammen vornehmlich aus dem Bereich medizinischer Diagnosen: Die Homosexualität (eine medizinische Diagnose im neunzehnten Jahrhundert), die sich durch diesen Looping-Effekt zu einer sozialen Identität wandelte, den/die Autisten/Autistin, die

multiple Persönlichkeit, verbreitet insbesondere in den 1980er Jahren, die sich inzwischen in die Diagnose „Dissoziative Identitätsstörung“ gewandelt hat, wodurch sich auch die Zusammensetzung der in diese Kategorie fallenden Menschen und ihre „typischen“ Merkmale wandelten. Hacking spricht daher von „beweglichen Zielen“ (*moving targets*).¹⁰ Für die „Multiple Persönlichkeit“ erläutert Hacking, wie eine neue Identität entsteht:

„1955 war dies keine Art, eine Person zu sein, die Leute erfuhren sich selbst nicht auf diese Art, sie interagierten nicht mit ihren Freunden, Familien, Arbeitgebern und Berater_innen auf diese Art, 1985 jedoch war dies eine Art, eine Person zu sein, und in der Gesellschaft zu leben.“ (Hacking 2007: 299)

Das Zehn-Motoren-Modell passe laut Hacking zwar auch auf „Rasse“/Ethnizität, aber die Entstehung rassifizierter und ethnizierter Gesellschaften ließe sich nicht allein auf die Entstehung eines wissenschaftlich-bürokratischen Wissenskomplices zurückführen. Rassifizierung/Ethnizierung sei hingegen maßgeblich eine „Angelegenheit von brutaler Gewalt“ (ebd.: 290). Dennoch bietet Hackings *looping effect of making up kinds of people* auch in Bezug auf „Rasse“/Ethnizität einen geeigneten Verständnisrahmen dafür, wie diese Differenzen genau so, entlang dieser Grenzl原因en verlaufen, weshalb sie weiter bestehen, und dabei noch stabilisiert werden.

Diese Einschränkung Hackings ist wichtig. Ich will hier nicht behaupten, es gäbe keine Ethnizität und keinen Rassismus, wenn es deren statistische Erfassung nicht gäbe. Praxen und Technologien der Regierung wirken jedoch auf diese Phänomene und formen sie in bestimmter Art und Weise, die es zu bestimmen gilt.

Hier sei angemerkt, dass die reifizierenden und subjektivierenden Effekte von statistischer Erfassung und amtlicher Kategorisierung in vielerlei Hinsicht Subjekte hervorbringen, nicht nur rassifizierte und ethnisierte. Hacking demonstriert dies insbesondere für einige medizinische Diagnosen. Ebenso ließen sich solche Effekte für amtliche Kategorien wie „Asylbewerber_innen“, „Arbeitslose“ oder „Hartz IV Empfänger_innen“ untersuchen, die auch jenseits von statistischen Tabellen eine diskursive Existenz haben. Weniger stark scheint mir in Bezug auf diese Fälle die identitäre Aneignung bürokratischer Anrufungen zu sein, sie wirken jedoch als stigmatisierende und stereotypengenerierende Fremdbezeichnungen. Es ließe sich parallel zu der für „Rasse“/Ethnizität durchgeführten Untersuchung in dieser Studie ebenso fragen, welche Effekte amtliche Taxonomien auf weitere Ungleichheits- und Diskriminierungsdimensionen haben. Für die Dimensionen Geschlecht und Sexualität habe ich dies an anderer Stelle ansatzweise beschrieben (vgl. Supik 2012). Bei Geschlecht scheint der Effekt statistischer

¹⁰ Als weitere Beispiele nennt Hacking Übergewicht, Adipositas, und Kindesmissbrauch.

Klassifikation deutlich geringer zu sein als bei Ethnizität. Die global ubiquitäre Erfassung von Zweigeschlechtlichkeit erscheint banal. Hier ließe sich aber fragen, ob ein Abweichen von dieser Norm innerhalb der statistischen Erfassungspraxis, wie sie kürzlich mit der Einführung einer dritten Geschlechterkategorie („Andere“) im indischen Zensus erfolgte, möglicherweise bisher noch nicht absehbare Folgen haben könnte. Im global hegemonialen Diskurs dominiert die zweigeschlechtliche Matrix massiv. Ethnisierte Identitäten jedoch sind jeweils geografisch/national/regional, sowie auch historisch weitaus kontextspezifischer, wie im Folgenden deutlich werden wird. Dass es also in Britannien etwa *gerade* „Weiße Brit_innen“, „Mixed“, „Asiat_innen“ und „Asiatische Brit_innen“, Schwarze Afrikaner_innen“ etc. – mit dem aktuellen britischen Zensus genau 18 bestimmbare und gezählte Kategorien von Personen – sind, gerade diese so benannten und voneinander unterschiedenen Subjektpositionen, ist auf die für die statistische Erfassung angelegte Taxonomie zurückzuführen. Alter, anders als die anderen Diskriminierungsdimensionen in einer tatsächlich metrischen Variablen erfassbar und in Altersklassen kategorisierbar, ist wieder ein anderer Fall. Wie ist es bei der Dimension Behinderung oder gar der Abgrenzung von Menschen mit Behinderung und Menschen ohne Behinderung? In Deutschland haben Personen je nach *Grad* der körperlichen, geistigen oder seelischen Beeinträchtigung einen Anspruch auf Unterstützungsleistungen, der im Bundesversorgungsgesetz geregelt ist. Dieser Grad wird vom Versorgungsamt festgestellt.¹¹ Beim deutschen Zensus von 2011 wurde keine Frage zum Gesundheitszustand oder einer länger andauernden Beeinträchtigung gestellt. Im britischen Zensus wurde die Frage gestellt: „Sind Ihre täglichen Aktivitäten durch ein Gesundheitsproblem oder eine Behinderung eingeschränkt, die seit mindestens 12 Monaten andauert oder voraussichtlich 12 Monate andauert?“ (Frage 23), als Antwortmöglichkeiten waren drei Kategorien vorgegeben: „Ja, sehr eingeschränkt“, „Ja, ein wenig eingeschränkt“ und „nein“ (ONS 2011:9).

Wenngleich Kategorisierung vielfach diskriminierende Effekte zeitigt und diese auch für weitere Identitätsdimensionen bestehen, ist bei Analogieschlüssen also Vorsicht geboten. In wie weit die hier entwickelten Schlussfolgerungen auch für andere Identitätsdimensionen als die der „Rasse“/Ethnizität gültig sein können, kann hier nicht ausreichend vertieft werden.

Die Erfassung von „Rasse“/Ethnizität – statistische Praxen verschiedener Staaten

„[R]assifizierte Zugehörigkeit und rassifizierte Grenzziehungen [werden] aktiv durch Sprache, Denken, soziale Interaktion und institutionelle Prozesse geschaffen und wiedererschaffen. Der Zensus [und die

¹¹ Vgl. Bundesversorgungsgesetz. Dieser Grad bezeichnet anders als häufig missverstanden keine Prozentangabe, und wird in Zehnerschritten zwischen 20 und 100 festgestellt. Bei dem GdB 50 gilt eine Person als schwerbehindert (vgl. Webportal für Menschen mit Behinderungen, Stand 7.1.12).

Erhebung von Ethnizitätsdaten allgemein, LS] ist dabei einer der institutionellen Mechanismen, mit denen rassische [racial] Grenzziehungen vorgenommen werden.“ (Nobles 2000: xi)

Dass die taxonomische, klassifizierende Zurichtung von Information eigene, wirklichkeitsgenerierende Effekte hat, bleibt im Prozess der staatlichen Generierung und Verwendung von Ethnizitätsdaten zumeist unerwähnt. Jacobs u.a. allerdings sprechen von der „Performativität“ ethnischer Kategorien im Sinne des wirklichkeitsgenerierenden Effekts von Sprache Judith Butlers und führen aus: „Der Gebrauch ethnischer Kategorien verstärkt die Ethnisierung und Rassifizierung der Gesellschaft. Einmal sozial konstruiert, entwickeln diese Kategorien ein Eigenleben“ (Jacobs u.a. 2009: 71). Am ausführlichsten haben sicherlich David I. Kertzer und Dominique Arel 2002 in dem inzwischen für diese Diskussion bereits klassisch zu nennenden und viel zitierten Text *Censuses, identity formation, and the struggle for political power*, ihrer Einleitung zu dem Sammelband *Census and Identity*, den Zensus als Arena der ethnischen Identitätspolitik beschrieben. Mit einer anthropologischen und sozialdemografischen Perspektive auf viele historische wie gegenwärtige Beispiele führen sie aus, wie durch Zensuskategorien der „Rasse“/Ethnizität soziale Wirklichkeit konstruiert wird, und wie ganz und gar politisch durchdrungen der Kampf um die Taxonomien und Kategorien ist.¹²

Im folgenden Abschnitt gebe ich zunächst einen Überblick, wie sich der Usus, Ethnizitätsdaten zu erheben oder dies nicht zu tun, in verschiedenen Staaten gestaltet. Die Erhebung von Ethnizitätsdaten wird auch als Ethnic Monitoring bezeichnet. Dieses dient unterschiedlichen Zielen; sie reichen, in den Worten des deutschen Bundesbeauftragten für Datenschutz Peter Schaar „von der bloß statistischen Erfassung der Herkunft bis hin zur individuellen Überwachung von Angehörigen einer bestimmten Bevölkerungsgruppe“ (Schaar 2009: 20). Die Spannweite umfasst dabei verschiedenste Politiken „zwischen Ethnic Profiling und Chancengleichheit“ (EUMAP 2003 o.S.), mit anderen Worten, höchst gegensätzliche und widersprüchliche Regierungsprogramme. Hier soll zunächst geklärt werden, was in der Diskussion über Erhebung und Nicht-Erhebung und die möglicherweise dabei zu verwendenden Konzepte und Taxonomien alles unter ‚Ethnizitätsdaten‘ verstanden wird. Um „Rasse“/Ethnizität für die statistische Datenerhebung zu operationalisieren, werden in amtlichen Statistiken verschiedener Staaten eine Reihe verschiedener Konzepte erfasst, die ich hier im Folgenden im

¹² In ihrer Darstellung der „staatlichen Zertifizierung kollektiver Identitäten“ (Kertzer/Arel 2002: 2) wird der produktive, performative Charakter des Zensus sehr deutlich. Sie beschreiben plastisch den vereindeutigenden, standardisierenden, gruppen- und identitätskonstituierenden Effekt auf komplexe, situative soziale Gruppierungen, den die Zensuserfassung von „Rasse“/Ethnizität hat (ebd.: 6). Weniger explizit jedoch thematisieren sie dabei rassifizierende Effekte der Kategorisierung der „Anderen“ und des „Wir“, sowie das jeweilige Herrschaftsinteresse ethnischer gesellschaftlicher Mehrheiten, die zumeist den stärksten Einfluss auf, wenn nicht die Kontrolle über das Macht/Wissen Instrumentarium der amtlichen Statistik, und insbesondere den Zensus als „totalisierendes, klassifikatorisches Raster“ (Benedict Anderson zitiert nach Kertzer/Arel 2002: 5) haben.

Überblick darstelle. Ich unterscheide dabei die verschiedenen Taxonomien, die im Rahmen statistischer Erfassung gebildet werden, in zwei Typen, die für den Fortgang dieser Untersuchung eine wichtige Orientierung bieten sollen: „Taxonomien der Ethnizität“ und „Taxonomien der Migration“. In den meisten westeuropäischen Staaten, mit Ausnahme von Britannien und neuerdings Irland, werden zwar statistische Daten auf Basis von „Taxonomien der Migration“ erhoben, nicht jedoch auf Basis von „Taxonomien der Ethnizität“. Zwischen diesen beiden Ordnungstypen scheint ein geradezu paradigmatischer Bruch zu verlaufen. Wenn die kontinentaleuropäischen Staaten den Forderungen und Empfehlungen von Menschenrechtler_innen zur Erhebung von Ethnizitätsdaten nachkämen, würde das insofern einen Paradigmenwechsel bedeuten, hinsichtlich der statistischen Erfassung von Ethnizität innerhalb der Europäischen Union.

Taxonomien der Ethnizität

In den *United Nations Statistical Division's Principles and Recommendations for Population and Housing Censuses (Revision 2)* von 2008 heißt es:

„Die Methode und das Format der verwendeten Frage zur Messung von Ethnizität kann die Wahl der Antwortenden [...] beeinflussen. Die Subjektivität des Konzepts (abgesehen von bspw. der zunehmenden Zahl interethnischer Partnerschaften zwischen vielen Gruppen in einigen Ländern) erfordert, dass Information über Ethnizität per Selbstauskunft der Befragten erfasst wird, sowie, dass die Antwortenden die Möglichkeit haben, Mehrfachzugehörigkeiten anzugeben. Ethnizitätsdaten sollten nicht aus Daten über Staatsangehörigkeit oder Geburtsland abgeleitet werden. Die Klassifikation ethnischer Gruppen erfordert auch die Einbeziehung von kleinsten Gruppen [*finest levels of groups*], selbstidentifizierenden Gruppen, regionalen und lokalen Gruppen, sowie Gruppen, die üblicherweise nicht als ethnische Gruppen aufgefasst werden, wie religiöse oder nationale Gruppen. Staaten, die ethnische Daten erheben, sollten beachten, dass die Vorkodierung oder Vorklassifikation von ethnischen Gruppen während der Erfassung die Tendenz haben kann, detaillierte Information über die Diversität der Bevölkerung zu verlieren. Da Staaten Ethnizitätsdaten in unterschiedlicher Weise und aus verschiedenen Gründen erheben, und da sich die ethnokulturelle Zusammensetzung von Land zu Land stark unterscheidet, können keine international relevanten Kriterien oder Klassifikationen empfohlen werden.“ (UN 2008: 139f.)

Die Vereinten Nationen, die generell ein großes Interesse an der Produktion und Übermittlung nationaler Bevölkerungsdaten, insbesondere an deren Harmonisierung und Vergleichbarkeit haben (vgl. Nobles 2000: 15), üben in Bezug auf Ethnizitätsdaten und Vergleichbarkeitsansprüche Zurückhaltung, sehr vorsichtig empfehlen sie sogar den Verzicht auf eine vorgegebene Taxonomie („Vorkodierung oder Vorklassifikation“), womit implizit die Verwendung einer offenen Frage nahegelegt wird.

Taxonomien der Ethnizität erfassen also eine subjektive Zugehörigkeit zu einem ethnischen, religiösen oder nationalen Kollektiv, wobei diese Zugehörigkeit nicht als exklusiv aufgefasst wird, sondern Raum für Mehrfachzugehörigkeiten bietet. Die Subjektivität der Auskunft im-

pliziert bereits, dass sie als Selbstauskunft gegeben werden sollte. Dabei ist mit Selbstauskunft häufig nicht eine freie Wahl der Antwort gemeint, sondern die Auswahl der zutreffenden Kategorie aus einer vorgegebenen Taxonomie, wobei manchmal offene Residualkategorien mit Raum für eine eigene Formulierung zur Verfügung stehen. Solche Taxonomien der Ethnizität finden in Staaten Anwendung, die davon ausgehen, dass die Gesamtbevölkerung (schon immer) ethnisch divers ist, bzw. in denen eingewanderte Teile der Bevölkerung auch nach mehreren Generationen weiter als different erfasst werden. Die aufgrund dieser Kriterien gebildeten Taxonomien ordnen Personen weniger in Relation zum Staat, sondern mehr nach deren individuellen und kollektiven, subjektiven Zugehörigkeiten.

Die US-amerikanische Soziologin Ann Morning fasst in ihrer global vergleichenden Studie solche Daten als Ethnizitätsdaten auf, die über Zensusfragen nach „Ethnizität, Nationalität, indigene Gruppe/Stamm, Rasse, Vorfahren [*ancestry*]/Abstammung [*descent*]/Herkunft [*origin*], kulturelle Gruppe, Community/Bevölkerung, Farbe/Phänotyp“ erhoben werden (Morning 2008: 247), die hier in der Reihenfolge ihrer Verwendungshäufigkeit in Zensuserhebungen genannt sind. Morning bezieht solche Zensusfragen in ihre Zählung mit ein, in denen es um Nationalität,¹³ Ethnizität oder „Rasse“ geht, nicht jedoch Fragen nach Sprache oder Staatsangehörigkeit. Die gemeinsame Bedeutung von „Nationalität/Ethnizität/Rasse“ sieht Morning in ihrem Bezug auf „Herkunft oder Abstammungsgemeinschaft“ [*ancestry or community of decent*] (ebd.: 242). Genaugenommen sind natürlich bereits Zugehörigkeit, Identität und Herkunft, auch Abstammung sehr unterschiedliche Konzepte, gemeinsam ist ihnen jedoch, dass sie als statistische Kategorien auf eine kollektive soziale Identität Bezug nehmen, und – was hier von zentraler Bedeutung ist – , häufig unmittelbar so aufgefasst werden: Statistische Kategorien dieser Art werden in sozial relevante identitäre Kollektive, ‚ethnische Gruppen‘ oder Communities übersetzt, und mit diesen gleichgesetzt. Die verwendete Terminologie lässt in ihrer weltweit geografischen Verbreitung Muster erkennen: Während die Bezeichnung „Rasse“ fast ausschließlich in Nordamerika vorkommt, kommt dort die Bezeichnung Nationalität gar nicht vor, „Nationalität“ oder „Ethnizität“ sind die beiden in Europa und Asien zumeist verwendeten Terminologien (vgl. ebd.: 247).

Der internationale Vergleich staatlicher Praxen der Erhebung – und Nicht-Erhebung – von Ethnizitätsdaten zeigt, wie extrem unterschiedlich die Wahrnehmung eines „Datenbedarfs“ ist. Auf Basis einer Sammlung von Zensusfragebögen, die bei den Vereinten Nationen zur 2000er Zensusrunde angelegt wurde, beschreibt Ann Morning erstmals in systematischer

¹³ Mit Nationalität ist hier also nicht Staatsangehörigkeit gemeint, sondern eine Identifikation z.B. mit einer nationalen Minderheit.

Weise die weltweit unterschiedlichen Verwendungen amtlicher Taxonomien von Ethnizität. Ihre Datenbasis besteht aus 138 nationalen Zensusfragebögen, von welchen 87 eine Art der ethnischen Klassifizierung enthalten. In knapp zwei Dritteln der untersuchten nationalen Zensusserhebungen wurde also Ethnizität erfasst, in einem guten Drittel hingegen nicht (vgl. Morning 2008: 245).

Mornings Vergleich zeigt, dass die Praxis der Erhebung von Ethnizitätsdaten im Zensus in den meisten Staaten beider Amerikas und Ozeaniens verbreitet ist, während sie in den europäischen und afrikanischen Staaten in weniger als der Hälfte der Staaten praktiziert wird. Dabei unterscheiden sich in den Staaten mit einer Erhebungspraxis die 87 untersuchten Zensustaxonomien in jeder nur denkbaren Hinsicht: Die verwendete Terminologie sowohl in der formulierten Frage wie in den einzelnen Kategorien ist unterschiedlich; sowie auch die Zahl der vorgegebenen Antwortmöglichkeiten, und ob eine offene oder geschlossene Residualkategorie vorgesehen ist (also eine Antwortmöglichkeit „Andere, und zwar: --(bitte eintragen)--“, oder lediglich „Andere“), oder ob gar keine Antwortkategorien vorgegeben werden, sondern etwas Freiwählbares eingetragen werden soll (vgl. ebd.: 250). Zu beachten angesichts der „Myriaden von Vorgehensweisen“ (ebd.: 258) ist insbesondere eines: Das Ergebnis wird immer in Form von Zahlen präsentiert, die in sich selbst nicht preisgeben, welches Konzept von Ethnizität ihnen zugrunde liegt, und ob etwa nach „Ethnizität“ oder „Rasse“ gefragt wurde. Wie Morning zeigt, berücksichtigt ein Teil der Zensusserhebungen (14%) in der Formulierung ihrer Frage den sozialen Konstruktionscharakter von Ethnizität und macht zugleich deutlich, dass es sich um eine subjektive Selbsteinschätzung handeln soll. Beispiele hierfür sind: „Zu welcher der folgenden Gemeinschaften, denken Sie, gehören sie?“ in Neukaledonien (*A laquelle des communautés suivantes estimez-vous appartenir?*) oder „Welche der folgenden beschreibt Ihrer Meinung nach am besten Ihre Herkunft/Abstammung?“ in Bermuda (*In your opinion, which of the following best describes your ancestry?*) (ebd.: 249). Andere Zensusfragebögen wiederum fragen Ethnizität als unproblematisch gegebenes Faktum ab, wie beispielsweise der Zensus für England und Wales mit „*What's your ethnic group?*“. Dabei können die vorgegebenen Antwortmöglichkeiten in beiden Auffassungsweisen identisch sein. Verschieden sind lediglich die Labels, und ob nach Gemeinschaft, Herkunft, Ethnizität oder „Rasse“ gefragt wird, ist in der angekreuzten Antwortkategorie nicht mehr ersichtlich: *Die Konzepte „Rasse“ und Ethnizität, ebenso wie auf subjektive Einschätzungen oder eine Faktizität abzielende Konzepte erscheinen in ihrer statistischen Verwendung austauschbar.* Fraglich erscheint insbesondere, ob und wie eine solch unterschiedliche Konzeptualisierung von

Ethnizität als Konstruktion oder Essenz bei international vergleichenden Studien noch berücksichtigt wird.

Mornings Empfehlungen sind ambivalent. Ihre Studie zu den international extrem unterschiedlichen Kategorisierungsansätzen zielt einerseits darauf ab, Vergleichbarkeit herzustellen und dementsprechend die Verfahren einzelner Nationalstaaten einander anzugleichen. Nicht explizit, aber in einigen Formulierungen Mornings wird die Intention, „Ordnung zu schaffen“, deutlich. Sie weist auf die „Machbarkeit internationaler Richtlinien“ (Morning 2008: 266) hin, wobei jedoch zunächst die Frage, ob solche Richtlinien erstrebenswert seien, zu diskutieren sei. Oben wurde bereits deutlich, dass sich die Vereinten Nationen hier heraushalten. Hier gibt Morning keine Empfehlung, allerdings spricht sie doch eine Kritik an der US-amerikanischen intersektionellen Konzeption von „Rasse“ und „Hispanischer Herkunft“ aus, vor allem deswegen, weil sie so stark von den Konzepten anderer Nationalstaaten abweicht. Mornings Haltung verdeutlicht, wie sehr internationale Vergleichbarkeit und Harmonisierung per se als Kriterium für Datenqualität steht (siehe auch Hoffmeyer-Zlotnik 2003, Haug 2003). Morning macht andererseits deutlich, wie stark interessenabhängig die Entscheidung, zu zählen oder nicht (und wenn ja, wie), ist, und dass der Entscheidung für eine bestimmte Klassifikationsweise die Entscheidung, ob ein solches Instrument die erwünschten Ziele überhaupt erreichen kann, vorausgehen muss (Morning 2008: 266f.).

Neben den verschiedenen Ethnizitätskonzepten, die Morning in ihrer Studie mit einbezieht, nennt die UN-Empfehlung (s.o.) auch *Religion* als Aspekt, der in diesem Zusammenhang erfasst werden kann und der in Zensuserhebungen vieler Staaten auch erfasst wird (vgl. Southworth 1999). Solche Taxonomien klassifizieren nach kulturell-religiöser Zugehörigkeit und können in unterschiedlicher Weise operationalisiert werden. Unterschieden werden Fragen nach

- der institutionalisierten Zugehörigkeit zu einer Glaubensgemeinschaft (wenn z.B. wie im Falle der christlichen Kirchen in Deutschland es sich um Einrichtungen des öffentlichen Rechts handelt), in die Personen ein- und austreten können.
- dem Glauben im Sinne einer Überzeugung oder Einstellung – diese Frage wird häufig als datenschutzrechtlich sensibel eingestuft und ihre Beantwortung ist freiwillig (so der Fall im deutschen wie im britischen Zensus).
- der kulturell-religiösen Zugehörigkeit im weiteren Sinne, gleich, ob ein Glaube praktiziert wird oder nicht.
- Glaubensspraxen, wie der regelmäßige Besuch von Gottesdiensten oder die Einhaltung bestimmter Feiertage und Gebetszeiten.

Schließlich sind ebenfalls Taxonomien der *Sprache* zu nennen. Hier gibt es verschiedene Operationalisierungen und Zielrichtungen der Frage (vgl. Arel 2002, Aspinall 2005b, 2007b, Chlosta/Ostermann 2005). Zum einen kann es um die kulturelle Zugehörigkeit an sich gehen; zum anderen kann insbesondere die Frage nach der Mehrheitssprache (und dem Grad ihrer Beherrschung) bereits als Gradmesser der Integration betrachtet werden. Gefragt wird z.B. nach der im Haushalt meist gesprochenen Sprache oder der bevorzugten Sprache im Umgang mit Behörden oder beim Arzt.

Ein weiterer Klassifizierungsansatz, der jedoch bisher von keiner amtlichen Statistik aufgegriffen wurde, besteht in der Klassifizierung auf Basis von *Nachnamen* (vgl. Mateos 2007, siehe auch Diefenbach/Weiß 2006: 10). Die Bildung statistischer ethnischer Kategorien mithilfe von Nachnamen ist insbesondere interessant, da sie sich vom einzelnen Individuum als konkreten/r Merkmalsträger_in löst und der Diffusität und Unschärfe ethnischer Kollektivierungsprozesse Rechnung trägt. Sie hebt nicht mehr auf die eindeutige Kategorisierung Einzelner ab, sondern erfasst Ethnizität im Sinne familiärer Verbindungen und kultureller Herkunft.

Taxonomien der Migration

Die folgenden Konzepte stehen weniger mit Ethnizität als mit Migration im Zusammenhang; sie finden in den Staaten Verwendung, die davon ausgehen, dass die nicht migrierte Bevölkerung ethnisch homogen ist, bzw. es der Ideologie eines ethnischen Nationalismus entsprechend sein sollte (vgl. Simon 2012). Auf diesen Kriterien basierende Taxonomien ordnen Personen in Fremdhheitsrelationen zum jeweiligen Staat, der die Ordnung vornimmt, und generieren Hierarchien der Fremdheit. Diese Taxonomien der mehr oder minder Zugehörigen beziehe ich in meine Diskussion der Erhebung von Ethnizitätsdaten mit ein, da sie darüber Aufschluss geben, wie Staaten ohne die Erhebung von Ethnizität als Selbstauskunft auskommen können. Die hier aufgelisteten Konzepte erfassen eher „objektivere“ Daten.

Die Erfassung von *Staatsangehörigkeit(en)* bezieht sich auf die Frage, welchen Pass oder welche Pässe eine Person besitzt oder in der Vergangenheit besessen hat. Diese Frage erfasst die rechtliche Dimension der Zugehörigkeit. Dieses Kriterium wird in den allermeisten Staaten erfasst, auch denen, die jede weitere ethnische Binnendifferenzierung ihrer Bevölkerungen und deren statistische Repräsentation ablehnen: Beispiele hierfür sind Frankreich und „die meisten südeuropäischen Staaten“¹⁴ (Jacobs u.a. 2009: 71). Ausnahmen gibt es auch hier; so

¹⁴ Jacobs u.a. legten erst kürzlich den ersten Versuch einer annähernd systematischen Darstellung der verschiedenen europäischen amtlichen Erfassungspraxen der „Herkunft von Einwander_innen und migrationsbezogenen Ethnizität“ vor (vgl. Jacobs u.a. 2009), wobei die Taxonomie der Taxonomien letztlich kaum eine Ordnung auf-

wurde im britischen Zensus zwischen 1961 und 2011 Staatsangehörigkeit nicht erfasst In Deutschland war bis 2005 in amtlichen Statistiken dieses rechtliche Zugehörigkeitskonzept das einzige, das erfasst wurde.

Häufig wird die Frage nach der *Nationalität* als gleichbedeutend gestellt, letztere kann aber auch (wie im britischen Fall, oder der ehemaligen Sowjetunion) ein von der Staatsangehörigkeit unabhängiges Moment eines nationalen Zugehörigkeitsempfindens meinen. Da Staatsbürgerschaft abhängig ist von den sehr unterschiedlichen Staatsangehörigkeitsgesetzgebungen verschiedener Staaten, (jus sanguinis bzw. solis, Möglichkeit doppelter oder mehrfacher Staatsangehörigkeit, notwendige Aufenthaltsdauer, Familienzusammenführung etc.), handelt es sich um ein hoch politisches Konzept und ist international nur bedingt vergleichbar (vgl. Jacobs u.a. 2009, Haug 2003).

Die Erfassung des *Geburtsorts* zielt auf die geographische Herkunft bzw. Zugehörigkeit. In Staaten, die die Staatsangehörigkeit nach dem jus solis Prinzip vergeben, wird durch diese Frage auch die rechtliche Dimension erfasst. Zusätzlich wird in einigen Staaten auch der *Geburtsort der Eltern* erfasst (dies sind häufig zwei getrennte Fragen nach dem Geburtsort der Mutter sowie dem des Vaters), womit eine zweite Einwander_innengeneration statistisch sichtbar wird. Die Frage zielt auf Herkunft im verwandtschaftlichen wie geographischen Sinne. In einigen wenigen Statistiken wird zudem der *Geburtsort der Großeltern* erfasst. (In den Niederlanden geschieht dies zunehmend häufig, vgl. Jacobs u.a. 2009: 73.)

Weitere erfasste Konzepte sind das *Einwanderungsdatum* bzw. die *Dauer des Aufenthaltes*. Diese Frage zielt auf die individuelle Migrationsbiografie. In den meisten Staaten Europas basiert die Erhebung von Ethnizitätsdaten auf verschiedenen Kombinationen dieser Taxonomien der Migration.¹⁵

In einigen Staaten wurden für die amtliche Statistik eigens *neue Konzepte* entwickelt. Dazu gehören Metakategorien wie „Sichtbare Minderheiten“ in Kanada, sowie „westliche“ und „nicht-westliche Minderheiten“ bzw. „allochthone“ in den Niederlanden. Hier gibt jeweils der

weist: Sehr vorsichtig („eine ziemlich grobe Klassifikation“) unterscheiden sie eine Tendenz zur Nichterhebung in Frankreich und den meisten südeuropäischen Staaten sowie eine differenziertere Erfassung in Nordeuropa, wobei „die mittel- und ost-südeuropäischen Staaten nicht in dieses Schema passen“ (ebd.: 71). Angesichts der großen Diversität der Erhebungspraxen in Bezug auf verwendete Konzepte, Datenherkunft, Erhebungshäufigkeit und Datenqualität kommen sie zu dem Schluss, dass gegenwärtig europäische Vergleiche – ihr zentrales Anliegen – lediglich auf Basis von ‚Staatsbürgerschaft‘ möglich sind, auch hier jedoch nur unter Vorbehalt (u.a. wegen der heterogenen Einbürgerungsgesetzgebungen). Sie plädieren für eine zusätzliche europaweite Erfassung des Merkmals ‚Geburtsort‘, und auf lange Sicht für die Erfassung von Ethnizität via Selbstauskunft (vgl. ebd.).

¹⁵ In der für den Europarat durchgeführten Studie stellt Simon die verwendeten Taxonomien für elf verschiedene Staaten vor; alle sind unterschiedlich (Simon 2007: 31ff.). Er bildet jedoch auch eine Typologie, die drei Typen der Kategorienbildung unterscheidet: den staatszentrierten Typus (Türkei, EU15 ohne Skandinavien), den Mosaik-Typus (Baltische, Zentral- und Osteuropäische Staaten, Balkan), sowie den „post-migration/multikulturellen Typus (UK, Irland, Niederlande und Skandinavien) (ebd.: 37f.).

Staat vor, welche Kategorien im Sinne von Ethnizität als Selbstauskunft oder welche Herkunftsländer zu diesen Metakategorien zusammengefasst werden. Die kanadische Kategorie der *visible minorities* trägt in sich den stigmatisierenden Blick der weißen Mehrheitsgesellschaft, der „Andere“ durch ein äußerlich erscheinendes Anderssein auffallen, während Weiße ihr Weißsein reflexiv wie gegenseitig selten bewusst wahrnehmen, und nicht thematisieren, (wohingegen People of Color dies tun). In Kanada wird eine staatlich definierte Zahl von ethnischen Kategorien unter dieser Metakategorie zusammengefasst. Die niederländische Kategorie „*niet westerse minderheden*“ bzw. „*niet westerse allochthonen*“ bezieht sich auf die Herkunft mindestens eines Elternteils aus eine negativ definierten Liste von Staaten (also den Staaten, die *nicht* zu den westlichen Staaten gehören). Hier wird im Unterschied zum kanadischen Beispiel nicht Ethnizität als Selbstauskunft, sondern die allochthone Herkunft auf Basis des eigenen Geburtsortes und dem der Eltern erfasst.¹⁶ Diese Kategorie ist als explizit rassistisch kritisiert worden (vgl. Jacob u.a. 2009, Yanow/van der Haar 2012). Damit macht sich der niederländische Staat das (post-)koloniale binäre Herrschaftsmuster der Einteilung der Welt in den „Westen und den Rest“ zunutze, einem der Grundpfeiler des Rassismus und *weißer* Herrschaft/Überlegenheit (Hall 1994, Supik 2005, Smith 2006).

Das Konzept der „Personen mit Migrationshintergrund“ in Deutschland ist eine ähnlich konstruierte Metakategorie wie die niederländische, es unterscheidet jedoch nicht unterschiedliche Herkunftsländer (vgl. Peucker/Lechner 2010: 16). Es setzt sich zusammen aus dem eigenen Geburtsort und dem mindesten eines Elternteils, sowie dem Einwanderungszeitpunkt (nach 1955¹⁷).

An dieser relativ jungen statistischen Kategorie „Personen mit Migrationshintergrund“ in der deutschen amtlichen Statistik kann gezeigt werden, welche Implikationen der Wechsel von einem Konstrukt zum anderen beinhaltet. Als in Deutschland mit dem Mikrozensus 2005 erstmalig neben dem Subjekt „Ausländer_innen“ auch das neue Subjekt „Personen mit Migrationshintergrund“ statistisch konstituiert wurde, bedeutete das für Sozialforschung wie auch das gesellschaftliche Gesamtbild in der Öffentlichkeit einen geradezu paradigmatischen Wechsel. Dabei war das Konzept bereits einige Jahre zuvor innerhalb des Deutschen Jugend-

¹⁶ Mit der Unterscheidung zwischen „*westerse allochthonen*“ und „*niet-westerse allochthonen*“ soll explizit zwischen ökonomisch besser- und schlechter gestellten Einwander_innengruppen unterschieden werden (vgl. Jacobs u.a. 2009: 80). Die niederländische amtliche Statistik ist eng mit dem Meldewesen verknüpft, welches bereits der NS-Bürokratie als Vorbild diente (vgl. Aly/Roth 2005) und laut Expertenmeinung (heute noch) Big-Brother-Qualitäten hat (Guiraudon/Phalet/terWal 2005: 80). Der letzte Zensus fand 1971 statt, seitdem arbeitet das Centraal Bureau voor de Statistiek (CBS) mit aus den Gemeinderegistern zusammengeführten Datensätzen, die auch eine PIN (Personal Identification Number) enthalten.

¹⁷ Diese zeitliche Begrenzung wurde eingeführt, damit die große Zahl der „ethnisch deutschen“ Flüchtlinge nach dem zweiten Weltkrieg nicht in diese Kategorie fallen.

instituts geprägt worden¹⁸ und in der Wissenschaft im Einsatz, ehe es in die amtliche Statistik übernommen wurde. In groben Zahlen ausgedrückt, verdoppelte mit diesem konzeptuellen Wechsel die statistische Kategorie der „Anderen“ ihren Anteil an der Gesamtgesellschaft von einem Zehntel auf ein Fünftel. Dass diese Verdopplung keine ist, sondern mit dem neu konstituierten Subjekt eine *anders* definierte Gruppierung gezählt wurde, war wenig relevant für eine erstaunte bis überraschte Erkenntnis in Deutschland, die in etwa lautete: *Wir sind viel ausländischer als wir bisher dachten*. Nicht nur die nichtakademische Bevölkerung war mit diesem Paradigmenwechsel zunächst überfordert. So konstatierte der Direktor des Berlin Instituts für Bevölkerung und Entwicklung 2006 in seinem Eröffnungsbeitrag auf dem Fachgespräch „Wer ist das Volk? Neue Daten braucht das Land!“, dass in Deutschland zuverlässige Bevölkerungszahlen fehlen und illustrierte:

„Ein aktuelles Beispiel ist die Zahl der in Deutschland lebenden Ausländer. Offiziellen Zahlen zufolge leben hierzulande sieben Millionen Ausländer. Der Mikrozensus für das Jahr 2005 hat vor wenigen Wochen diese Zahl verdoppelt: In Wahrheit sind es 15 Millionen. Nach dem ausländischen Hintergrund der Familie war nie gefragt worden.“ (Berliner Institut für Bevölkerung und Entwicklung 2006)

In dieser Wahrnehmung bleiben offenbar auch eingebürgerte Migrant_innen und ihre Kinder „in Wahrheit“ Ausländer_innen, eine Wahrheit, die sich unmittelbar aus der amtlichen Statistik herauslesen lässt (vgl. auch Barbesino 1998: 146).

Die statistische Kategorie „Personen mit Migrationshintergrund“ ist eine der wenigen statistischen Kategorien ohne rechtliches Pendant: In einem rechtlichen Sinne haben „Personen mit Migrationshintergrund“ keine Relevanz, anders als die älteren Kategorien der „Aus-“, bzw. „Inländer“. Das neue Konzept überlappt sich mit dem älteren und umfasst einen weiteren Bevölkerungsanteil. Wenn die Einbürgerung und damit der Wechsel aus der Kategorie Ausländer_in“ zur „Deutschen“ als „krönender Abschluss der Integration“ (Janssen/Schrödter 2007: 18) gegolten hatte – woraus man schließen könnte, dass mit erfolgreicher Integration der Sonderstatus, sowie der Forschungs- und politische Handlungsbedarf gegenüber diesen Subjekten nachlässt, wenn nicht gar erlischt – so erweist sich diese Annahme mit der Konstituierung des neuen Subjektes als Irrtum: Die Einwanderung der Einwanderer_innen nicht nur auf das geografische, sondern nun auch das rechtliche Territorium der Inländer_innen als Staatsbürger_innen erfordert eine Anpassung des Beobachtungsinstrumentes, eingewanderte Staatsbür-

¹⁸ Eine der ersten Publikationen mit „Migrationshintergrund“ im Titel scheint einer ersten Recherche nach gewesen zu sein: Dietz, Barbara und Renate Holzapfel 2000: Kinder aus Familien mit Migrationshintergrund. Kinder in Aussiedlerfamilien und Asylbewerberfamilien - alleinstehende Kinderflüchtlinge. Sachverständigenkommission Zehnter Kinder- und Jugendbericht (Hg.): Materialien zum Zehnten Kinder- und Jugendbericht/Band 2. München: DJI Verlag. Ebenso Mona Granato 2000, es folgten Gogolin/Neumann/Roth 2003.

ger_innen und ihre Kinder müssen von den Alteingesessenen differenzierbar bleiben. Auch wenn die Staatsbürgerschaft nun nicht mehr das entscheidende Unterscheidungsmerkmal ist, wird Migrant_innen und deren Kindern weiterhin Alterität unterstellt (vgl. Elrick 2005a, 2005b): Die „Anderen“ müssen erfasst, beobachtbar und für Forschung und politische Eingriffe verfügbar bleiben.

Die hier zusammengetragenen Konzepte der kulturellen, ethnischen, rassifizierten, oder nationalen Zugehörigkeit/Identität, der Religion, Sprache, sowie die Staatsangehörigkeit, der eigene Geburtsort und der der Eltern, sowie temporäre Daten wie Einwanderungsdatum und Aufenthaltsdauer, nach denen Taxonomien der Ethnizität und der Migrant_innen angelegt werden, sind jeweils spezifisch definiert und voneinander unabhängig. Je nach statistischer Verfügbarkeit werden sie jedoch von Ämtern wie Forscher_innen als Stellvertreter (engl. *proxy*) für einander verwandt. Dabei treten die großen Unterschiede dessen, was sich hinter den einzelnen Konzepten verbirgt, nicht selten in den Hintergrund, und es bleibt nur eine globale Differenz zwischen ‚uns‘ und den ‚anderen‘, die tatsächlich interessiert. Wenn unter „Rasse“/Ethnizität zunächst einmal ein unscharfes und vieldeutiges soziales Konzept verstanden wird, dann *bezeichnen die einzelnen oben aufgelisteten Dimensionen die immanente Intersektionalität von Ethnizität in einem weiten Sinne.*¹⁹ Im britischen Zensus, insbesondere dem aktuellsten von 2011, werden interessanter Weise die meisten der Einzelkonzepte erfasst, (der Geburtsort der Eltern jedoch nur, wenn sie im gleichen Haushalt leben), er enthält damit eines der in Hinblick auf die immanente Intersektionalität von Ethnizität ausdifferenziertesten Konzepte.

Unter bestimmten Umständen wechseln Staaten von einer Taxonomie zur anderen, wie oben am deutschen Paradigmenwechsel von den „Ausländern“ zu den „Personen mit Migrationshintergrund“ gezeigt wurde. Ein ebenfalls paradigmatischer Wechsel von einer statistischen Taxonomie der Migration zur Taxonomie der Ethnizität fand in Britannien statt, als 1991 die Ethnizitätsfrage in den Zensus aufgenommen wurde. Zuvor waren als statistische Variablen der (eigene) Geburtsort sowie der Geburtsort der Eltern zur Erfassung von Einwander_innen herangezogen worden, also eine der (aktuellen) deutschen Statistik ganz ähnliche Erfassungspraxis. Bis 1981 fragte der britische Zensus, wo jemand (und seine/ihre Eltern) geboren sei, und sortierte nach Migrationsstatus Migrant_innen von Nicht-Migrant_innen. Ab 1991 wurde dann die Frage nach einer ganz anderen Art von Information die maßgebliche: „Was ist Ihre

¹⁹ Das zuerst in der Schwarzen feministischen Debatte entwickelte Konzept der Intersektionalität beschäftigt sich vorwiegend mit Überschneidungen, Verschränkungen und Interdependenzen zwischen „Rasse“/Ethnizität im globalen Sinne und weiteren Dimensionen der Sozialstruktur wie Klasse, Alter, Behinderung, Sexualität und insbesondere Geschlecht (vgl. Crenshaw 1989, Lutz/Herrera Vivar/Supik 2010).

ethnische Gruppe?“ Dabei findet auf statistischer Ebene die „Rekonstituierung einer Form des rassifizierten Subjektes – der ‚Einwander_in‘ – durch eine andere Form – die ‚ethnische Minderheit‘“ statt (Lewis 2000: 33). Die Bevölkerung wird nicht mehr vornehmlich nach Migrationsstatus sortiert, sondern nach Ethnizität.

Making up Ethnicities in der amtlichen Statistik

Im vorausgehenden Abschnitt wurden einige eigens für die statistische Erfassung entwickelte taxonomische Konzepte erwähnt, mit denen Bevölkerungsgruppen nach Migrationsstatus oder Ethnizität einerseits differenziert, andererseits wieder in Sammel- oder Metakategorien zusammengefasst werden. Das deutsche Konzept der „Personen mit Migrationshintergrund“, die niederländischen „nicht-westlichen Allochthonen“ die kanadischen „visible minorities“ sowie die britische Metakategorie „*Black and Minority Ethnic*“, häufig abgekürzt mit BME,²⁰ können in dieser Reihe genannt werden. Diese Sammelkategorien umreißen pauschal die aus der Sicht der Mehrheitsgesellschaft besonders „problematischen“, überwachens- bzw. unterstützenswerten Kategorien. In Bezug auf diese Kategorisierungen kann durchaus vom *making up people* im Sinne Hackings gesprochen werden. „BME“, „Personen mit Migrationshintergrund“ oder „*visible minorities*“ haben es jedoch – vermutlich – noch nicht bis zur identitären Aneignung geschafft, mit der der Looping-Effekt vollständig würde. Doch auch für solche Rückaneignungen gibt es Beispiele: Im US-amerikanischen Zensus wurden solche „neu erfundenen“ Einzelkategorien verwendet, nämlich die Kategorie „*API – Asian and Pacific Islander*“, und ebenso die Kategorie „*Hispanic*“,²¹ die tatsächlich auch zu Selbstbezeichnungen wurden, nachdem sie von der Zensusadministration so als Label für Kategorien auf dem Zensusfragebogen entwickelt wurden, und im Fall von „API“, auch wieder verschwanden:

„1990 hatte die amerikanische Rassefrage [auf dem Zensusfragebogen, LS] so eine Art Schlüssel, wie eine Überschrift, über den Kategorien für Asians und Pacific Islanders. Da stand als Label ‚API – Asians and Pacific Islanders‘. Das gab es nur im 1990er Zensus, nicht im 2000er Zensus. Und Leute begannen, von sich selbst als API zu sprechen. Sie identifizierten sich als API. Weil es im Zensus so heißt. [...] Das war eine vorübergehende Sache. Es wurde 2000 nicht gefragt. Also hörten die Leute wieder auf, sich API zu nennen, es war nicht mehr aktuell. Aber ich denke, Zensusausdrücke können Men-

²⁰ Black and Minority Ethnic (BME) löste in Britannien im bürokratischen und statistischen Sprachgebrauch „blacks and ethnic minorities“ ab. Der britische Sozialwissenschaftler Charlie Owen gab mir dankenswerterweise dafür in einem persönlichen Gespräch eine Deutung: Diese vorherige Bezeichnung betonte sprachlich „Minorities“ als Substantiv und weckt die Assoziation mit „Minor“, das im Englischen minderjährig, unmündig, gering, unbedeutend heißt. Bei der Umkehrung „Minority Ethnic“ hingegen liegt die Betonung auf „Ethnic“, und die Assoziation ist eine andere.

²¹ Die US-amerikanische Zensuskategorie „Hispanics“ wäre einer weitaus ausführlicheren Betrachtung würdig, als im Rahmen dieses Exkurses möglich ist, es handelt sich um eine der selteneren Zensuskategorien, die durch eine tatsächliche terminologische Neuschöpfung hervortritt. Als Selbstbezeichnung war „Hispanics“ vor dem Zensuslabel eher ungebräuchlich und tritt nun neben Selbstbezeichnungen wie Latin@, Chican@ und andere.

schen Identitäten geben, die es vorher nicht gab, oder Menschen können sich selbst in der Sprache ihrer Zensuskategorien betrachten. Ich denke, das kommt vor.“ (Aspinall im Interview mit der Autorin 2009: 01.51.00-01.52.00)²²

Im Fall des US-amerikanischen Zensuslabels API wurde eine bürokratische Fremdbezeichnung, bzw. deren Abkürzung, vorübergehend zur Selbstbezeichnung. Die Anrufung wurde angenommen. Dies zeigt, wie Hackings erster Motor des „Making up People“, das Klassifizieren und Zählen, auch in Bezug auf ethnische Zensuskategorien wirksam wird. Verstärkt wird dieser Effekt durch den neunten Motor, die Bürokratisierung, wie in den Ausführungen meines Interviewpartners deutlich wird:

„Das liegt daran, dass Zensuskategorien dieses enorme Gewicht haben. [...] Nach dem Zensus werden die Begriffe so viel verwendet. Die Menschen denken in Zensusbegriffen, und all diese Funding-Programme, die eingeführt wurden; es gibt Monitoring an Schulen, für Sozialleistungen, für *alles*. Alles wird gemonitort. Alle verwenden die Zensusbegriffe. Also, in gewisser Weise neigen die Zensusbegriffe dazu, Gruppengrenzen, Gruppenkonzepte zu stabilisieren. Vielleicht würde das nicht passieren, wenn es die Zensuskategorien nicht gäbe. Ich denke, die offizielle Anerkennung ist unglaublich machtvoll. Und, wenn man Geld bekommt, darin liegt per Definition ein Nutzen.“ (Aspinall im Interview mit der Autorin 2009: 01.53.40-01.54.30)

Die Neuerfindung von Ethnizitätskategorien durch Statistiker_innen und Bürokrat_innen ist allerdings nicht der Regelfall, und der Spielraum für die Fragebogenentwickler_innen bei der Auswahl und Benennung der Kategorien ist durchaus begrenzt. Mein Interviewpartner veranschaulicht dies an einem britischen Beispiel:

„Frage: Hatten Sie jemals den Eindruck, dass etwas Vergleichbares mit der Terminologie in Britannien passiert ist?

Antwort: Ich denke nicht, mir fällt kein Beispiel ein. Ein interessantes Beispiel ist hier die Kategorie Asiatisch/Asiatisch Britisch. Während der Entwicklung des 2001er Zensus wollten einige Datennutzer den Ausdruck ‚Südasiatisch‘ für die Kategorie verwenden, die jetzt Asiatisch/Asiatisch Britisch heißt. [...] Und das ONS führte einen kleinen Pretest durch, eine Fokusgruppe mit kognitivem Test. Sie befragten Inder, Pakistanis und Bangladeschis zu ‚Südasiatisch‘. Und niemand wusste was ‚Südasiatisch‘ bedeutete, in der Community. Also konnten sie den Ausdruck nicht verwenden. Ich meine, wenn sie ihn verwendet hätten, hätte er die gleiche Entwicklung nehmen können wie Hispanic. Es hätte ein Begriff werden können, den sie verwenden. Das kommt dem noch am nächsten, denke ich. Der Zensus hier ist sehr sensibel in Bezug auf die Begriffe, die die Communities verwenden. Diese Art Fehler würde hier nicht passieren.“ (Aspinall im Interview mit der Autorin 2009: 01.50.30-01.51.33)

Die Verwendung dieser Fremdbezeichnung konnte sich als Zensuskategorienlabel in Britannien also nicht durchsetzen. Die britische Statistikbehörde verfolgt als Strategie, die Kategorie bei der Ethnizitätsfrage so zu wählen, dass möglichst viele Antwortpflichtige hier einen Terminus finden, den sie auch unabhängig vom Zensus als Selbstbezeichnung verwenden wür-

²² Ich danke Peter Aspinall für sein Einverständnis, das Interviewmaterial für diese Studie zu verwenden zu können (Email vom 05.10.11).

den. Aspinall gibt im Interview noch einen weiteren Hinweis, wie die bürokratische Anrufung aufgenommen wird:

„Die Leute verwenden tatsächlich den Ausdruck ‚Zensusethnizität‘, weil sie durch einen politischen Prozess hergestellt wird. Die Leute verwenden den Ausdruck wirklich. Auf eine Weise können die Zensuskategorisierungen Gruppen verstärken, sie festigen, da offizielle Anerkennung sehr machtvoll ist und Ressourcen ein wichtiger Faktor werden. Die öffentliche Anerkennung besteht in Mittelzuweisungen, das hilft, dass man sich stärker an die Gruppen bindet.“ (Aspinall im Interview mit der Autorin 2009: 01.49.30-01.50.00)

Wenn aber in Britannien Leute von ihrer ‚Zensusethnizität‘ sprechen, heißt das, dass sie dies als eine spezifische Variante ihrer Ethnizität auffassen, sie haben einerseits diese ‚Zensusethnizität‘, aber das ist nur eine von vielfältigen möglichen Formen, eine Ethnizität zu haben. Im Ausdruck ‚Zensusethnizität‘ enthalten ist wiederum ein gewisser Aspekt der subjektiven Distanzierung zum staatlichen Kategorisierungsprojekt. Die Anrufung durch den Zensus ist also einerseits wichtig dafür, dass die Erfassung gelingen kann, andererseits spalten ‚die Leute‘ auch die Zensuskategorisierung von ihrer Identität ab, die darüber hinausgeht, hier findet keine volle Identifizierung statt.

Erfasste und Gewusste: Das Subjekt in der Statistik

In diesem Arbeitspapier wurde das Instrumentarium zusammengestellt, mit dem die Regierungstechnologie der statistischen Erfassung von ‚Rasse/Ethnizität‘ beschrieben werden kann. Insbesondere kann es so auch gelingen, das erfasste oder zu erfassende Subjekt in diesem Kontext wieder sichtbar und in seinen Handlungsspielräumen verfolgbar zu machen.

In dem flüchtigen Moment, in dem Leute ihren Zensusfragebogen ausfüllen, geschieht einiges: Da, wo der Fragebogen vorgegebene Antwortkategorien bereitstellt, sind die Antwortpflichtigen gehalten, die für sie richtige Kategorie auszuwählen und anzukreuzen.

Auf einer grundlegenden Ebene fügen sich die zu Erfassenden in diesem Moment in die Wissensordnung der Regierung ein und werden von da an zu ‚Gewussten‘ (Hacking 2007: 306). Die Subjekte passen sich selbst durch die jeweilige Auswahl einer von mehreren Antwortmöglichkeiten in die kategorialen Formen, die der Staat ihnen anbietet, ein. Dabei kann die Wahl, die der oder die Einzelne dabei gezwungener Maßen für eine der vorgegebenen Kategorien treffen muss, unproblematisch sein, oder auch nicht. Wenn eine subjektive Identitätsdimension wie Ethnizität im Zensus angegeben werden muss, finden unter Umständen Aneignungen der Zensuskategorien statt, Personen greifen diese als Selbstbezeichnungen auf. An-

dererseits gibt es auch Hinweise darauf, dass Menschen sich von der „Zensusethnizität“ distanzieren.

Die Elemente der Eindeutigkeit, Exklusivität und Vollständigkeit von Kategorien innerhalb der statistischen Erfassungstechnologie sind auf grundlegender Ebene zentral für mein Argument, dass Statistik einen immanenten, unvermeidbaren rassistischen Effekt hat. Das rigorose, grenzziehende, konsistente (dadurch eine ordnende Perspektive privilegierende) und Alterität erzeugende Ordnen ist gemeinsames Element der statistischen wie der rassistischen Logik. Allein der Blick auf den Fragebogen bzw. die vorgegebenen Antwortkategorien kommuniziert den einzelnen Subjekten die amtlich wie wissenschaftlich autorisierte Ordnung der Welt, – eine rigide, exklusive, und umfassende Ordnung –, und welches die in dieser Ordnung möglichen Subjektpositionen sind, mögliche (begrenzte) Alternativen, ein Teil der Bevölkerung zu sein. Häufig gibt bereits die Reihenfolge der Antwortkategorien wieder, welches die „normalen“ und die „ungewöhnlichen“ Antworten sind, denn meist sind die Kategorien der Antworthäufigkeit nach geordnet. Je weiter unten in der so hierarchisierten Liste die Einzelnen sich selbst verorten, umso mehr weichen sie von der Durchschnittsbevölkerung ab, deren „Normalität“ zugleich eine „Normativität“ beinhaltet (vgl. Link 2003). In diesem Moment des Fragebogenausfüllens ist es zumeist zu spät, gegen die vorgegebenen Optionen aufzubegehren, oder die gestellten Fragen an sich zurückzuweisen. Widerstand erscheint im Augenblick des Ausfüllens unverhältnismäßig: Es nicht zu tun, hätte zur Folge, bis zu 1000 Pfund oder Euro Strafe zu zahlen, und so wird das lästige Formular eventuell unwillig, aber doch lieber schnell ausgefüllt. Die bisherige Forschung zu Zensusserhebungen stellt offenbar kaum die subjektive Erfahrung der einzelnen Antwortpflichtigen in den Mittelpunkt des Forschungsinteresses. Besteht jedoch ein Interesse an einer fortschreitenden Demokratisierung von Gesellschaft und gesellschaftlichem, reflexiven Wissen über sich selbst, so ist eine Fokussierung auf die Subjektebene der Generierung statistischen Wissens unerlässlich.

Literaturverzeichnis

Aly, Götz und Karl Heinz Roth 2005 [1984]: Die restlose Erfassung. Volkszählen, Identifizieren, Aussondern im Nationalsozialismus. Frankfurt am Main: Fischer, überarbeitete Neuauflage.

Anderson, Benedict 1996: Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts. Erw. Neuauflage. Frankfurt am Main, Campus.

Arel, Dominique 2002: Language categories in censuses: backward- or forward-looking? In: David I. Kertzer und Dominique Arel 2002 (Hg.): Census and Identity. The Politics of Race, Ethnicity, and Language in National Censuses. Cambridge: Cambridge University Press, 92-120.

Aspinall, Peter J. 2005b: Why the next census needs to ask about language. Delivery of culturally competent health care and other services depends on such data. In: BMJ Vol 331, 363-4.

Aspinall, Peter J. 2007b: Language ability: A neglected dimension in the profiling of populations and health service users. In: Health Education Journal Vol 66, No 1, 90-106.

Aspinall, Peter J. und Lavinia Mitton 2008a: 'Kinds of People' and equality monitoring in the UK. In: Policy & Politics Vol 36 No 1, 55-74.

Aspinall, Peter J. und Lavinia Mitton 2008b: Operationalising 'sexual orientation' in routine data collection and equality monitoring in the UK. In: Culture, Health and Sexuality Vol 10, No 1, 57-72.

Barbesino, Paolo 1998: Observing Migration. The Construction of Statistics in a National Monitoring System. In: Koser, Khalid und Helma Lutz (Hg.): The New Migration in Europe. Social Constructions and Social Realities. Basingstoke: Macmillan, 143-162.

Barke, Werner 2004: „Ich glaube nur der Statistik, die ich selbst gefälscht habe ...“. In: Statistisches Monatsheft Baden-Württemberg 11/2004, 50-53.

Bauman, Zygmunt 1995: Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit. Frankfurt am Main: Fischer.

Berliner Institut für Bevölkerung und Entwicklung (Hg.) 2006: Wer ist das Volk? Neue Daten braucht das Land! Dokumentation der Fachtagung am 20.06.2006 in der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Online: http://www.berlin-institut.org/fileadmin/user_upload/Deutschland_2020/Doku_30.08.pdf (Stand 01.02.13)

Best, Joel 2001: Damned Lies and Statistics. Untangling Numbers from the Media, Politicians, and Activists. Berkeley, University of California Press.

Bowker, Geoffrey C. und Susan Leigh Star 1999: Sorting Things Out. Classification and its consequences. Cambridge, Mass.: MIT Press.

Briken, Kendra 2005: Playing Hide and Seek with Statistics – Überlegungen zu einer unterschätzten Regierungspraxis. In: Phase 2. Zeitschrift gegen die Realität No 17/2005. Online: <http://phase2.nadir.org/rechts.php?artikel=315&print=ja> (Stand 01.02.13)

Brubaker, Rogers 2007 [2004]: Ethnizität ohne Gruppen. Hamburg, Hamburger Edition.

BStatG: Bundesstatistikgesetz. Gesetz über die Statistik für Bundeszwecke. Online: http://www.gesetze-im-internet.de/bundesrecht/bstatg_1987/gesamt.pdf (Stand 01.02.13)

Bulmer, Martin 1986: A Controversial Census Topic: Race and Ethnicity in the British Census. Journal of Official Statistics Vol 2, No 4, 471-480.

Chlosta, Christoph und Torsten Ostermann 2005: Warum fragt man nach der Herkunft, wenn man die Sprache meint? In: AKI (Hg.) Migrationshintergrund von Kindern und Jugendlichen. Wege zur Weiterentwicklung der amtlichen Statistik. Berlin: Arbeitsstelle für Interkulturelle Konflikte.

Crenshaw, Kimberlé Williams 1989: Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory and Antiracist Politics. University of Chicago Legal Forum No 139.

Desrosières, Alain 2005 [frz. 1993]: Die Politik der großen Zahlen. Eine Geschichte der statistischen Denkweise. Berlin: Springer.

Diefenbach, Heike und Anja Weiß 2006: Gutachten. „Menschen mit Migrationshintergrund. Datenerfassung für die Integrationsberichterstattung“ München: Landeshauptstadt München.

Dietz, Barbara und Renate Holzapfel 2000: Kinder aus Familien mit Migrationshintergrund. Kinder in Aussiedlerfamilien und Asylbewerberfamilien - alleinstehende Kinderflüchtlinge. Sachverständigenkommission Zehnter Kinder- und Jugendbericht (Hg.): Materialien zum Zehnten Kinder- und Jugendbericht/Band 2. München: DJI Verlag.

Elrick, Jennifer 2005a: Foreigners, Immigrants and Persons with a 'Migration Background'. What kind of official data are needed in Germany? In: SoFid Migration und ethnische Minderheiten 2005/2, 7-15.

Elrick, Jennifer 2005b: Constructing Immigrants: Labour Migrants in Official Statistics in Germany and Canada. In: Thomas Geisen (Hg.): Arbeitsmigration. WanderarbeiterInnen auf dem Weltmarkt für Arbeitskraft. Frankfurt am Main: IKO Verlag für Interkulturelle Kommunikation.

Espeland, Wendy Nelson und Michael Sauder 2007: Rankings and Reactivity: How Public Measures Recreate Social Worlds. In: AJS Vol113, No 1, 1-40.

Espeland, Wendy Nelson und Mitchell L. Stevens 2008: A Sociology of Quantification. In Arch. Europ. Sociol., XLIX, 3, 401-436.

EUMAP (Hg.) 2003: Ethnic Data: Between Racial Profiling and Equal Opportunities. Dossier des EU Monitoring and Advocacy Program (EUMAP), Open Society Institute, Soros Foundation. Online: <http://www.eumap.org/journal/features/2003/april> (Stand 07.08.2007)

Foucault, Michel 1974: Die Ordnung der Dinge: Eine Archäologie der Humanwissenschaften. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Gogolin, Ingrid, Ursula Neumann und Hans-Joachim Roth 2003: Förderung von Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund. Gutachten für die Bund-Länder-Kommission für Bildungsplanung und Forschungsförderung. Materialien zur Bildungsplanung und zur Forschungsförderung, Heft 107.

Granato, Mona 2000: Förderung der Teilhabe von Jugendlichen mit Migrationshintergrund in Ausbildung und Beruf. In: Bundesinstitut für Berufsbildung (Hg.): Berufsausbildung Jugendlicher ausländischer Herkunft. Pressereferat. Veröffentlichungen und Materialien aus dem BIBB. Bonn: Pressereferat, Bundesinstitut für Berufsbildung.

Guiraudon, Virginie, Karen Phalet und Jessika terWal 2005: Comparative Study on the Collection of data to Measure the Extent and Impact of Discrimination in a selection of countries. Final Report on The Netherlands. Luxemburg: Europäische Kommission.

Hacking, Ian 2007: Kinds of people: Moving Targets. In: Proceedings of the British Academy 151, 285-318.

Hacking, Ian 2012: Menschenarten. The Looping Effects of Human Kinds. Aus dem Englischen von Peter Schneider, Josef Zwi Guggenheim und Patricia Kunstenaar. Zürich: Sphères.

- Hall, Stuart 1994: Der Westen und der Rest: Diskurs und Macht. In: Ders. 1994: Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften 2. Hamburg: Argument., 137-179.
- Haraway, Donna 1991: The Persistence of Vision. In: Dies.: Simians, Cyborgs and Women: The Reinvention of Nature, London: Routledge. 677-684.
- Haug, Werner 2003: Ethnic, Religious and Language Groups: Towards a Set of Rules for Data Collection and Statistical Analysis. In: EUMAP Online Journal 2003. Online: <http://www.opensocietyfoundations.org/sites/default/files/ethrellangroups.pdf> (Stand 05.02.13)
- Heintz, Bettina 2007: Zahlen, Wissen, Objektivität: Wissenschaftssoziologische Perspektiven. In: Andrea Mennicken und Hendrik Vollmer (Hg.): Zahlenwerk. Kalkulation, Organisation und Gesellschaft. Wiesbaden: VS, 65-85.
- Hoffmeyer-Zlotnik, Jürgen H.P. (Hg.) 2003: Advances in Cross-National Comparison. A European Working Book for Demographic and Socio-Economic Variables. New York: Kluwer Academic.
- Jacobs, Dirk, Marc Swyngedouw, Laurie Hanquinet, Véronique Vandezande, Roger Andersson, Ana Paula Beja Horta, Maria Berger, Mario Diani, Amparo Gonzalez Ferrer, Marco Giungi, Miruna Morariu, Katia Pilati und Paul Statham 2009: The challenge of measuring immigrant origin and immigration-related ethnicity in Europe. In: International Migration and Integration 2009, 10, 67-88.
- Janssen, Andrea und Julia H. Schroedter 2007: Migration and Naturalization in German Federal Statistics. Experiences with the German Microcensus. Vortrag auf der Konferenz: Social Statistics and Ethnic Diversity: Should we count, how should we count, and why? Montreal, Quebec, December 6-8, 2007. Online: <http://www.ciqss.umontreal.ca/en/SSED/programme.html> (Stand 05.02.13)
- Kertzer, David I. und Dominique Arel 2002 (Hg.): Census and Identity. The Politics of Race, Ethnicity, and Language in National Censuses. Cambridge: Cambridge University Press.
- Köhler, Benedikt und Wolfgang Bonß 2007: Die reflexive Modernisierung des Zählens. Von der amtlichen zur post-amtlichen Statistik. In: West End. Neue Zeitschrift für Sozialforschung. Bd 4, H 2, 96-121.
- Köhler, Benedikt 2008: Amtliche Statistik, Sichtbarkeit und die Herstellung von Verfügbarkeit. In: Berliner Journal für Soziologie, Bd 18, H 1, 73-98.
- Lewis, Gail 2000: ‚Race‘, Gender, Social Welfare. Encounters in a Postcolonial Society. Cambridge: Polity Press.
- Link, Jürgen 2003: Normativität versus Normalität: Kulturelle Aspekte des guten Gewissens im Streit um die Gentechnik. In: Martin Stingelin (Hg.): Biopolitik und Rassismus. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 184-205.
- Lutz, Helma, Maria Teresa Herrera Vivar und Linda Supik (Hg.) 2010: Fokus Intersektionalität. Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzeptes. Wiesbaden: VS.
- Mateos, Pablo 2007: Classifying ethnicity using people's names. Vortrag auf der Konferenz: Social Statistics and Ethnic Diversity: Should we count, how should we count, and why? Montreal, Quebec, December 6-8, 2007. Online: <http://www.ciqss.umontreal.ca/en/SSED/programme.html> (Stand 05.02.13)
- Morning, Ann 2008: Ethnic Classification in Global Perspective: A Cross-National Survey of the 2000 Census Round In: Population Research and Policy Review Vol 27, No 2 (April 2008), 239-272.
- Nobles, Melissa 2000: Shades of Citizenship. Race and the Census in Modern Politics. Stanford: Stanford University Press.

- ONS 2011: Census 2011, Household Questionnaire England. Office for National Statistics.
- Peucker, Mario und Claudia Lechner 2010: Machbarkeitsstudie: "Standardisierte Datenerhebung zum Nachweis von Diskriminierung!? – Bestandsaufnahme und Ausblick" hg. von der Antidiskriminierungsstelle des Bundes. Online: [http://www.antidiskriminierungsstelle.de/SharedDocs/Downloads/DE/publikationen/machbarkeitsstudie.pdf? blob=publicationFile](http://www.antidiskriminierungsstelle.de/SharedDocs/Downloads/DE/publikationen/machbarkeitsstudie.pdf?blob=publicationFile) (Stand 05.02.2013)
- Pircher, Wolfgang 2003: Von der Population zum Volk. Biopolitik und Volkzählung in Österreich. In: Martin Stingelin (Hg.): Biopolitik und Rassismus. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 80-111.
- Power, Michael 2004: Counting, control and calculation: Reflections on measuring and management. In: Human Relations Vol 57, No 6, 765-783.
- Rose, Nikolas 1991: Governing by numbers: Figuring out democracy. In: Accounting, Organizations and Society Vol 16, No 7, 673-692.
- Schaar, Peter 2009: Ethnic Monitoring: Datenschutzrechtliche Aspekte bei der Erfassung des Migrationshintergrundes. In: Heinrich Böll Stiftung (Hg.) Ethnic Monitoring. Datenerhebung mit oder über Minderheiten? Online-Dossier, 20-26. Online: www.migration-boell.de/web/diversity/48_2269.asp (Stand 5.2.13)
- Schlücker, Karin 2003: Zählen oder interpretieren, beobachten oder interagieren? Die Debatte um qualitative und/oder quantitative Methoden und das Verhältnis zwischen Forschenden und ihren „Objekten“. In: Renate Niekant, Uta Schuchmann (Hg.), Feministische Erkenntnisprozesse. Zwischen Wissenschaftstheorie und politischer Praxis. Opladen: Leske und Budrich, 104-120.
- Schrader, Achim 1994: Empirische Sozialforschung. Vom Vorteil des Studiums ihrer Methoden. In: Georg Kneer, Klaus Kraemer und Armin Nassehi (Hg.): Soziologie. Zugänge zur Gesellschaft. Band 1, Geschichte, Theorien und Methoden. Münster: LIT, 272-282.
- Simon, Patrick 2007: "Ethnic" statistics and data protection in the Council of Europe countries. Study Report for ECRI. Strasbourg: Council of Europe.
- Simon, Patrick 2012: Collecting ethnic statistics in Europe: a review. In: Ethnic and Racial Studies Vol 35, No 8, 1366-1391.
- Smith, Andrea 2006: Heteropatriarchy and the Three Pillars of White Supremacy. Rethinking Women of Color Organizing. In: INCITE! Women of Color against violence (Hg.) 2006: The Color of violence: Incite! Anthology. Cambridge Massachusetts: South End Press.
- Southworth, Joanna R. 1999: The Religious Question: Representing Reality or Compounding Confusion? In: Daniel Dorling und Stephen Simpson (Hg.) 1999: Statistics in Society. The arithmetic of politics. London: Arnold, 132-139.
- Star, Susan Leigh und Geoffrey C. Bowker 2007: Enacting silence: Residual categories as a challenge for ethics, information systems, and communication. In: Ethics and Information Technology 2007, No 9, 273-280.
- Starr, Paul 1987: The Sociology of Official Statistics. In: William Alonso und Paul Starr (Hg.) 1987: The Politics of Numbers. New York: Russel Sage Foundation, 7-57.
- Supik, Linda 2005: Dezentrierte Positionierung. Stuart Halls Konzept der Identitätspolitik. Bielefeld: transcript.
- Supik, Linda 2012: Count me in, count me out – Das dritte Geschlecht im Zensus oder Geschlechter und Sexualitäten, die zählen. In: Eva Sänger und Malaika Rödel (Hg.): Bio-politik und Geschlecht.

Zur Regulierung des Lebendigen. Bd. 35 Forum Frauen- und Geschlechterforschung der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung in der DGS. Münster: Westfälisches Dampfboot, 152-175.

UN 2008: Department of Economic and Social Affairs, Statistics Division: Principles and Recommendations for Population and Housing Censuses. Revision 2. ST/ES/STAT/SER.M/67/Rev.2, New York: United Nations.

Vormbusch, Uwe 2007a: Stichwort: Die Herrschaft der Zahlen (1), in WestEnd. Neue Zeitschrift für Sozialforschung, 4. Jg., H 2, 57-63.

Vormbusch, Uwe 2007b: Die Kalkulation der Gesellschaft. In: Mennicken, Andrea und Hendrik Vollmer (Hg.) Zahlenwerk. Kalkulation, Organisation und Gesellschaft. Wiesbaden: VS, 43-63.

Webportal für Menschen mit Behinderungen, ihre Angehörigen, Verwaltungen und Unternehmen. www.einfach-teilhabe.de (Stand 7.1.12)

Yanow, Dvora 2003: Constructing "Race" and "Ethnicity" in America: Category Making in Public Policy and Administration. Armonk, NY: M.E. Sharpe.

Yanow, Dvora und Marleen van der Haar 2012: People out of place: Allochthony and autochthony in Netherlands identity discourse - metaphors and categories in action. In: Journal for International Relations and Development, special issue on Politics and Language, hg. von Alan Cienki and Dvora Yanow (online in advance).